

—————

Seltfame Geschichten

von einem nervenschwachen Herrn.

—————

Noch mehr, man fing einmahl 'nen Fisch,
'Nen wunderbaren Fisch, der hatt' ein Schwert, ein langes,
'Ne Pis' am Hals, 'ne Flint' am Maul, 'ne große,
Und Kaperbrief' vom Herzog von Florenz im Rachen.

„Kleantes. Das ist 'ne niederträcht'ge Lüge.

„Tony.

„Allerdings!

Denkt Ihr, ich werde Euch die Wahrheit sagen?

Fletcher's Frau auf einen Monath.

—————

Der große Unbekannte.

Die folgenden Begebenheiten hörte ich von demselben nervenschwachen Herrn, der mir die romantische Geschichte von dem dicken Herrn erzählte, welche in Bracebridge-Hall vorkommt. Es ist sehr sonderbar, daß, ob ich gleich dort ausdrücklich gesagt, daß mir die Geschichte erzählt worden ist, und sogar den Mann beschrieben habe, der sie mir erzählt hat, man doch durchaus hat haben wollen, daß dieser Vorfall mir begegnet sey. Nun kann

ich aber behaupten, daß sich nie irgend eine Begebenheit der Art mit mir zugetragen hat. Ich würde daraus weiter nichts machen, hätte nicht der Verfasser von *Waverley* in der Einleitung zu seinem Romane: „*Peveiril vom Pil*,” zu verstehen gegeben, daß ich selbst der dicke Herr wäre. Seit der Zeit bin ich nun mit Fragen und Briefen von Herren, und namentlich von Damen ohne Zahl, bestürmt worden, um zu erfahren, was ich von dem großen Unbekannten wüßte.

Alles dieses ist nun sehr peinlich. Es ist, als ob man jemanden zum großen Loose Glück wünschte, der eine Niete gezogen hat; denn ich bin eben so begierig, wie jeder Andere, hinter das Geheimniß zu kommen, wer dieser sonderbare Mann ist, dessen Stimme die ganze Welt erfüllt, ohne daß jemand sagen könnte, von wo her sie komme.

Auch mein Freund, der nervenschwache Herr, der ungemein scheu und zurück gezogen ist, beklagt sich darüber, daß man ihn sehr beunruhigt habe, weil es in seiner Gegend ruchbar geworden war, daß er dieser Glückliche sey. Dieß ist so weit gegangen, daß er in zwey oder drey Landstädten einen bedeutenden Ruf erlangt, und daß man ihn häufig aufgefodert hat, sich in gelehrten Zirkeln sehen zu lassen, und zwar nur deswegen, „weil er der Herr sey, der den Verfasser von *Waverley* erblickt habe.“

Der arme Mann ist nun noch zehn Mal nervenschwächer geworden, als vorher, seitdem er, aus so guter Quelle erfahren hat, wer eigentlich der

diese Herr ist, und kann es sich gar nicht vergeben, daß er keinen rascheren Schritt gethan habe, um ihn ordentlich zu sehen. Er hat sich die größte Mühe gegeben, sich Alles das in das Gedächtniß zurückzurufen, was er von diesem stattlichen Manne gesehen hat, und deswegen seit der Zeit immer ein wachsammes Auge auf alte Herren von mehr als gewöhnlichem Umfange gehabt, die er in Landeutschen hat einsteigen sehen. Alles vergebens! Das, was er von ihm erblickt hat, scheint dem ganzen Geschlecht der dicken Herren eigenthümlich zu seyn, und der große Unbekannte bleibt eben so unbekannt als er es bisher war.

Nachdem ich dieses Alles vorausgeschickt habe, will ich den nervenschwachen Herrn seine Geschichten beginnen lassen.

Die Jagdmahlzeit.

Ich war einst bey einer Jagdmahlzeit, die ein würdiger alter Fuchsjäger, ein Baronet gab, der in seinem alten, mit Raben bevölkerten Familienstige, in einer der mittlern Grafschaften, ein lustiges Junggesellen-Leben führte. Er war in seinen jungen Tagen, ein eifriger Bewunderer des schönen Geschlechtes gewesen; nachdem er aber viel gereiset war, das Geschlecht in mehreren Ländern mit ausgezeichnetem Erfolge studiert hatte, und, wie er glaubte,

in der Art und Weise der Frauen gründlich erfahren, und als Meister in der Kunst zu gefallen, zurückgekehrt war, hatte er die Kränkung gehabt, von einem jungen, so eben aus der Pension gekommenen Mädchen, welches kaum die Anfangsgründe der Liebe kannte, hinter das Licht geführt zu werden.

Der Baronet war durch diese unglaubliche Niederlage ganz zernichtet, zog sich aus Verdruß von der Welt zurück, begab sich unter das Regiment seiner Haushälterin, und beschäftigte sich, von nun an, wie ein wahrer Nimrod, nur mit der Fuchsjagd. Was auch die Dichter dagegen sagen mögen, die Liebe vergeht mit dem Alter, und eine Koppel Jagdhunde kann selbst das Andenken an eine Göttin aus der Pension aus dem Herzen eines Mannes verdrängen. Der Baronet war, als ich ihn sah, ein so lustiger, behaglicher alter Junggeselle, als nur je einer den Hunden nachgeritten ist, und die Liebe, die er einst für ein Frauenzimmer empfunden, hatte sich jetzt über das ganze Geschlecht verbreitet, so, daß es kein hübsches Gesicht in der ganzen Gegend umher gab, das nicht seinen Antheil daran gehabt hätte.

Die Mahlzeit dauerte bis spät Abends; denn da der Wirth keine Dame im Hause hatte, die uns in das Theezimmer rufen lassen konnte, so behauptete die Flasche, ohne den Einspruch ihres mächtigen Feindes, des Theekessels, ihre Junggesellen-Herrschaft. Der alte Saal, in welchem wir speiseten, hallte von den Ausbrüchen der kräftigen Fuchsjäger-

Laune wieder, daß die alten Hirschgeweihe an den Mauern bebten. Nach und nach fing jedoch der Wein und das Wohlleben an, auf die durch die Jagd schon etwas abgespannten Körper zu wirken. Die lebendigen Geister, welche den Anfang des Mahles aufgestammt hatten, stimmerten noch eine Zeit lang, und gingen dann, Einer nach dem Andern, aus, oder gaben nur dann und wann noch einen schwachen Schein von sich. Einige der rüftigsten Sprecher, welche bey dem ersten Anlauf so wacker die Zunge gerührt, schliefen fest ein, und es hielten nur einige von den langathmigen Rednern aus, die, wie kurzbeinige Jagdhunde, ohne bemerkt zu werden, im Gespräche mitlaufen und immer mit dabey sind, wenn das Wild verendet. Aber selbst diese wurden am Ende still, und man hörte beynahe nichts weiter, als die Nasentöne zweyer oder dreyer alter Esfer, die, da sie während ihres Wachens still gewesen waren, jetzt bey ihrem Schläfe die Gesellschaft dafür entschädigten.

Endlich erweckte die Nachricht, daß der Thee und Kaffeh in dem Cederzimmer aufgetragen sey, Alles aus dieser einstweiligen Betäubung. Jeder erhob sich, wunderbar gestärkt, und begann nun, während er den erfrischenden Trank aus des Baronets altmodischem, väterlichem Porzellane schlürfte, daran zu denken, sich auf den Heimweg zu machen. Hier trat aber plötzlich ein Hinderniß entgegen. Während wir bey unserm Mahle gessen, hatte ein gewaltiges Winter-Unwetter sich erhoben, von Schnee, Ne-

gen und Schlacken begleitet, wozu ein so schneidender Wind kam, daß es Einem bis auf die Knochen zu durchschauern drohte.

„Es ist gar nicht daran zu denken,“ sagte unser gastfreundlicher Wirth, „in solchem Wetter sich hinaus zu machen. Die Herren werden also, wenigstens für diese Nacht, meine Gäste bleiben, und ich werde Anstalt zu ihrem Unterkommen treffen lassen.“

Das ungefüme Wetter, welches immer stürmischer wurde, machte das gastfreundschafliche Anerbieten unabwehrbar. Die einzige Frage war, ob nicht eine so unerwartete Vermehrung der Gesellschaft in einem schon überfüllten Hause die Haushälterin in Verlegenheit setzen würde*), wie sie Alle unterbringen wolle.

„Bah!“ sagte der Wirth; „wißt Ihr nicht, daß eines Junggesellen Haus elastisch ist, und zwey Mahl so viel Leute beherbergen kann, als eigentlich hinein gehen?“ Aus gutmüthigem Eigensinn wurde also die Haushälterin zu einer Berathung vor uns Alle vorgeladen. Die alte Dame erschien in ihrem Staatskleide von verschoffenem Brokat, das von lauter Erregung und Bewegung rauschte; denn, unsers Wirthes Prahlerey ungeachtet, war sie doch ein wenig in Verlegenheit. Solche Sachen machen sich indessen in eines Junggesellen Hause und mit Gästen, die

*) Put her to her trumps; wörtlich: sie auf ihre Trümpfe zurück bringen. Sp.

Junggesellen sind, sehr leicht. Die Frau vom Hause kann, ohne große Bedenklichkeiten dabey zu haben, Männer in abgelegenen Winkeln und Kammern unterbringen, und die Blößen des Hauses sichtbar werden lassen. Die Haushälterinn eines Junggesellen ist überdieß schon an Aushülfsen und unvorhergesehene Fälle gewöhnt, und so kam dann, nach vielem Hin- und Herlaufen und manchen Berathschlagungen über das rothe Zimmer, und das blaue Zimmer, und das Damastzimmer, und das kleine Zimmer mit dem Erkerfenster, die Sache endlich in Ordnung.

Als Alles dieses geschehen war, wurden wir abermahls zu der Hauptvergnügung auf dem Lande, zum Essen, entbotten. Der Zwischenraum nach Tische, der unter dem Schlummern und der Erfrischung und Berathung im Cedertzimmer vergangen war, schien, nach der Ansicht des hochgerötheten Haushofmeisters, hinlänglich, um eine angemessene Ekflust zum Abendessen zu erwecken. Es war daher ein leichtes Mahl aus den Überbleibseln der Mittagsmahlzeit zusammen gebracht worden, welches aus einem kalten Rinderbraten, gehacktem Wildpret, einer gerösteten Truthahnskeule oder dergleichen, und einigen wenigen andern leichten Dingen bestand, welche die Herren vom Lande zu sich zu nehmen pflegen, um fest zu schlafen und recht ordentlich zu schnarchen.

Das Schläfchen nach Tische hatte den Wiß der ganzen Gesellschaft wieder belebt, und eine Menge trefflicher Einfälle über die Verlegenheit des Wir-

thes und seiner Haushälterinn wurden von einigen verheiratheten Herren aus der Gesellschaft zu Tage gebracht, welche ein Recht zu haben glaubten, sich über die Haushaltung eines Junggesellen lustig zu machen. Von da aus wendete sich der Scherz auf das Unterkommen, das ein jeder finden würde, da er so plötzlich in einem so alten Hause einquartiert werden sollte.

„Bey meiner Seele,“ sagte ein Frischer Dragoner-Hauptmann, einer von den lustigsten und lärmendsten aus der Gesellschaft; „bey meiner Seele, ich würde mich gar nicht wundern, wenn einige von den stattlich aussehenden Herrschaften, die da an den Wänden umher hangen, in dieser stürmischen Nacht umher zu wandeln anfangen, oder wenn der Geist einer dieser Damen mit den langen Taillen, statt in ihr Grab auf dem Kirchhofe, in mein Bett einkehrte.“

„Glauben Sie denn an Geister?“ sagte ein magerer, zerrissen aussehender Herr mit hervorragenden Augen wie ein Hummer.

Schon bey Tische war mir dieser Mann aufgefallen, weil er einer jener unaufhörlichen Trager war, die einen verzehrenden, ungesunden Appetit bey der Unterhaltung verrathen. Er schien nie mit einer Geschichte zufrieden, lachte nie, wenn Andere lachten, sondern bekriftelte immer noch den Scherz. Er konnte nie sich am Kern einer Nuß freuen, sondern quälte sich immer ab, um noch mehr aus der

Schale heraus zu bringen. „Sie glauben also an Geister?“ sagte der fragelustige Herr.

„Das will ich meynen,“ erwiderte der lustige Irländer. „Ich bin in der Furcht und dem Glauben daran aufgewachsen. Wir hatten einen Benschee in unserer eigenen Familie, Liebster *).“

„Einen Benschee, was ist das?“ — rief der Frager aus.

„Nun, der Geist einer alten Dame, welche alle unsere echten Milesischen Familien **) umschwebt, und an ihren Fenstern erscheint, sobald jemand daraus sterben soll.“

„Eine angenehme Nachricht!“ rief ein ällicher Herr mit einem schlaun Blick und einer beweglichen Nase, der er eine sehr launige Krümmung geben konnte, wenn er schalkhaft seyn wollte.

„Bey meiner Seele, Sie müssen wissen, daß es eine Art von Auszeichnung ist, wenn Einem ein Benschee erscheint. Das ist ein Beweis, daß man echtes Blut in seinen Adern hat. Aber wahrhaftig, da wir gerade von Geistern reden, ich glaube nicht, daß es ein Haus oder eine Nacht gibt, die sich bes-

*) Honey (Honig), wie im Originale steht, ein allgemeines Schmeichelwort der Irländer. Übers.

**) Milesische Familien nennen sich in Irland die, welche von den Milesiern abzustammen behaupten, die mit den alten Phöniciern lange Zeit vor C. G. nach Irland eingewandert seyn sollen. Sie haben meistens ein O' oder Mac vor ihren Nahmen. Übers.

fer dazu paßte, ein Geister-Abenteuer zu erleben. Gibt es kein Zimmer bey Ihnen, Sir John, worin es spukt, und das ein Gast bekommen könnte?"

„Vielleicht,“ sagte der Baronet lächelnd, „kann ich Ihnen auch damit aufwarten.“

„O, das möchte ich vor allen Dingen haben, lieber Schatz. So ein finsternes, mit Eichenholz ausgefädeltes Zimmer, mit häßlichen, jämmerlich aussehenden Bildern, die Einem graunvoll anstarren, und von denen die Haushälterin eine Menge herrlicher Geschichten von Liebe und Mord zu erzählen weiß. Und dann eine düster brennende Lampe, einen Tisch mit einem rostigen Schwerte, darauf und ein weißes Gespenst, das um Mitternacht Einem die Bettvorhänge aus einander reißt.“ —

„Wahrhaftig,“ sagte ein alter Herr an einem Ende des Tisches; „Sie erinnern mich da an eine Anekdote.“ —

O! eine Geistergeschichte! eine Geistergeschichte! scholl es rings um den Tisch, und Jeder rückte seinen Stuhl etwas näher.

Die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft war jetzt auf den Sprecher gerichtet. Es war ein alter Herr, mit einem Gesichte, das zwey ganz ungleiche Hälften hatte. Auf der einen hing das Augennied herab, wie ein ausgehängter Fensterladen. Überhaupt war diese ganze Seite seines Kopfes in einem verfallenen Zustande, und gleich dem Flügel eines Hauses, der verschlossen ist und worin es umgeht.

Ich bin überzeugt, die Seite war voll von Geistergeschichten.

Man verlangte allgemein die Erzählung.

„Aber,“ sagte der alte Herr, „es ist eine bloße Anekdote, und noch dazu eine sehr gewöhnliche; Sie sollen sie indessen hören, wie sie ist. Ich habe sie meinen Oheim einmahl als etwas erzählen hören, das ihm selbst begegnet sey. Er war ein Mann, der manche sonderbare Abenteuer gehabt hatte. Ich habe ihn wohl noch seltsamere erzählen hören.“

„Was für eine Art von Mann war Ihr Oheim?“ sagte der fragende Herr.

„Er war ein trockener, schlauer Mensch, der sehr viel gereiset war und gern von seinen Abenteuern erzählte.“

„Wie alt mochte er wohl seyn, als sich dieß zutrug?“

„Als was sich zutrug?“ rief der Herr mit der beweglichen Nase ungeduldig aus. „Ach, Sie haben noch keiner Sache Zeit gelassen, sich zuzutragen. Lassen wir des Oheims Alter in Ruhe und hören wie sein Abenteuer.“

Der fragende Herr war hiermit auf einen Augenblick zum Schweigen gebracht, und der alte Herr mit dem Gespensterkopfe begann nun folgender Maßen.

Meines Oheims Abenteuer.

Vor vielen Jahren und einige Zeit vor der Französischen Revolution hatte mein Oheim mehrere Monate in Paris zugebracht. Die Engländer und Franzosen lebten damahls auf besserem Fuße als jetzt, und sahen sich häufig in Gesellschaft. Die Engländer reiseten noch, um Geld zu verzehren, und die Franzosen waren ihnen dazu immer gern behülflich; jetzt aber reisen sie, um Geld zu sparen, und behelfen sich ohne die Franzosen. Vielleicht gab es damahls weniger und ausgesuchtere Englische Reisende, als jetzt, wo das ganze Volk aufgebrochen ist und das feste Land überschwemmt hat. Auf jeden Fall aber bewegten sie sich mehr und leichter in fremder Gesellschaft, und mein Oheim machte, während seines Aufenthaltes in Paris, manche sehr vertraute Bekanntschaft unter dem Französischen Adel.

Einige Zeit darauf machte er, im Winter, eine Reise in dem Theile der Normandie, welcher das pays de Caux genannt wird. Der Abend brach so eben ein, als er die Thürme eines alten Schlosses über die Bäume des mit einer Mauer umgebenen Parks hervorragen sah, und jeder Thurm, mit seinem hohen, kegelförmigen Dache hatte das Ansehen eines Lichtes mit seinem Dämpfer darauf.

Wem gehört dieses Schloß, mein Freund? sagte mein Oheim zu einem mageren, aber feurigen Postillion, der mit furchtbaren Courierstiefeln und dreyeckigem Hute vor ihm her trabte.

Dem Herrn Marquis von — sagte der Postillion, und sagte dabey an seinen Hut, theils aus Ehrerbiethung gegen meinen Oheim, theils aus Achtung gegen den edlen Namen, den er aussprach.

Mein Oheim erinnerte sich, den Marquis in Paris ganz besonders gut gekannt zu haben, und daß dieser oft den Wunsch geäußert hatte, ihn einmahl auf seinem väterlichen Schlosse zu sehen. Mein Oheim war ein alter Reisender, und wußte Dinge dieser Art sehr gut zu benutzen. Er bedachte einige Augenblicke lang, wie angenehm es seinem Freunde, dem Marquis, seyn dürfte, wenn er auf eine so freundliche Weise durch einen unvermutheten Besuch überrascht würde, und wie es ihm selbst ungleich angenehmer seyn würde, in einem Schlosse ein gutes Unterkommen zu finden, des Marquis wohlbekannte Küche zu genießen, und von seinem trefflichen Champagner und Burgunder zu kosten, als in dem Gasthose einer Landstadt schlecht zu wohnen und schlecht zu essen. Nach einigen Minuten knallte daher der magere Postillion mit seiner Peitsche, wie der Teufel, oder wie ein wahrer Franzose, die lange Allee hinunter, welche zum Schlosse führte.

Wahrscheinlich haben Sie Alle Französische Schlösser gesehen, da jetzt Jedermann in Frankreich reiset. Dieses war eines der ältesten; es stand frey und allein in einer Wüste von Kiesgängen und kalten, steinernen Terrassen, hatte einen kalt aussehenden förmlichen Garten, dessen Beete in Winkel und Kanten geschnitten waren, einen kalten, blätterlosen Park,

der geometrisch mit geraden Aileen durchschnitten war, zwey oder drey kalt aussehende nase lose Bildsäulen, und Springbrunnen, aus denen so viel kaltes Wasser strömte, daß Einem die Zähne hätten klappern mögen. Dieß war wenigstens das Gefühl, welches mein Oheim bey seinem Besuche an einem Wintertage dabey empfand. Bey warmen Sommerwetter mochte es hier so heiß seyn, daß Einem die Augen hätten ausglühen mögen.

Das Knallen der Peitsche des Postillions, das immer lauter wurde, je näher die Reisenden kamen, machte, daß ein Schwarm Tauben aus dem Taubenschlage und die Raben aus dem Dache flogen, und endlich ein Schwarm von Dienern, den Marquis an ihrer Spitze, aus dem Schlosse stürzte. Er war entzückt, meinen Oheim zu sehen; denn sein Schloß hatte, wie das Haus unseres würdigen Wirthes, gerade so viel Gäste, als es fassen konnte, und so küßte er meinen Oheim auf beyde Backen nach Französischer Weise, und führte ihn in das Schloß.

Der Marquis machte mit der seinem Vaterlande eigenthümlichen Feinheit den Wirth. In der That war er auf sein altes Familienschloß stolz, wovon ein Theil wirklich sehr alt war. Ein Thurm und eine Capelle darin waren beynah vor Menschengedenken erbaut, das Übrige war etwas neuerer Bauart, da das Schloß während der Kriege der Ligue beynah ganz zerstört worden war. Der Marquis verweilte bey dieser Begebenheit mit großer Selbstgenügsamkeit, und schien gewisser Maßen ein Gefühl der Dank-

barkeit gegen Heinrich den Vierten zu nähren, daß er seinen väterlichen Sitz der Ehre für werth gehalten habe, in den Grund geschossen zu werden. Er wußte von der Tapferkeit seiner Vorfahren gar Manches zu erzählen, und zeigte mehrere Blechkappen, Helme, Armbrüste, und allerhand gewaltige Stiefeln und Wämser von Büffelleder vor, welche die Liguisten getragen hatten. Vor allem aber zeichnete sich ein doppelhändiges Schwert aus, welches er kaum aufheben konnte, das er aber vorwies, als einen Beweis, daß es Riesen in seiner Familie gegeben habe.

In der That war er nur ein sehr winziger Nachkomme so großer Krieger. Wenn man ihre gewaltigen Gesichter und ihre starken Glieder betrachtete, wie sie auf ihren Bildern abgemahlt waren, und dann den kleinen Marquis, mit seinen Spindelbeinen und seinem gelben Laternengesichte, ansah, mit einem Paar gepuderten Ohrenlocken oder Taubenflügeln daran, welche mit jenen davon fliegen zu wollen schienen, so konnte man sich kaum davon überzeugen, daß er von demselben Stamme sey. Sah man aber seine Augen an, die zu beyden Seiten seiner gebogenen Nase, wie die eines Schröters hervor bligten, so bemerkte man sogleich, daß er ganz den Feuergeist seiner Vorfahren geerbt hätte. In der That verraucht sich der Geist eines Franzosen nie, wie auch sein Körper zusammenschrumpfen mag. Er verdichtet sich eher und wird entzündlicher, je nachdem die irdischen Theile verschwinden, und ich habe oft in einem kleinen muthigen Französischen Zwerge so viel

Serzhaftigkeit gefunden, daß man einen leidlichen Riesen damit hätte versehen können.

Wenn der Marquis, wie er zu thun pflegte, einen der alten Helme aufsetzte, welche in seinem Rittersaale hingen, so blitzten, obgleich sein Kopf ihn eben so wenig ausfüllte, als eine trockne Erbse ihre Schote, seine Augen aus dem Grunde der eisernen Höhle wie Karfunkel hervor, und wenn er das gewichtige zweyhändige Schwert seiner Vorfahren in der Hand wog, so hätte man glauben sollen, man sähe den tapfern kleinen David vor sich, wie er Goliath's Schwert schwingt, welches wie ein Weberbaum für ihn war.

Ich bemerkte indessen, meine Herren, daß ich zu lange bey der Schilderung des Marquis und seines Schlosses verweile; Sie müssen mich jedoch entschuldigen; er war ein alter Freund meines Oheims, und so oft mein Oheim die Geschichte erzählte, sprach er auch gern sehr viel von seinem Wirth. — Der arme kleine Marquis! er gehörte zu dem Häuflein tapferer Hofleute, welche die Sache ihres Herrschers mit so großer aber erfolgloser Hingebung in dem Schlosse der Tuilleries gegen den einbrechenden Pöbel an dem unglücklichen zehnten August vertheidigten. Er hielt sich tapfer bis zuletzt, wie ein wackerer Französischer Ritter, schwang seinen kleinen Galanterie-Degen mit einem ca-ca gegen eine ganze Legion von Sansculotten, wurde aber von einer Poissarde mit einer Pike wie ein Schmetterling an die Wand gespiest, und seine heldenmüthige Seele erhob sich auf seinen Taubenflügeln zum Himmel.

Alles dieses hat indessen nichts mit meiner Geschichte zu thun. Also zur Sache. Als die Stunde heran rückte, wo man sich zur Ruhe begeben sollte, ward mein Oheim in sein Zimmer geführt, welches in einem alten Thurne befindlich war. Dieß war der älteste Theil des Schlosses, und in alten Zeiten das donjon oder Verließ gewesen; natürlich war also das Zimmer keines von den besten. Der Marquis hatte es ihm indessen anweisen lassen, theils, weil er wußte, daß er ein Reisender von Geschmack war, und die Alterthümer liebte, theils, weil die besseren Zimmer bereits besetzt waren. Auch wußte er meinen Oheim bald vollkommen mit seiner Wohnung auszuföhnen, indem er ihm die großen Leute nannte, welche sie einst inne gehabt, und welche sämmtlich, auf eine oder die andere Weise in Verbindung mit der Familie gestanden hatten. Seiner Aussage nach war Johann Baliol, oder, wie er ihn nannte, Jean de Bailleul, in diesem Zimmer vor Kummer gestorben, als er die Nachricht von dem Siege seines Nebenbuhlers, Robert Bruce, in der Schlacht von Bannockburn, erhalten hatte*). Und als er hinzufügte,

*) Sowohl Baliol als Bruce waren aus vornehmen Schottischen Familien, und machten nach dem Tode der Margaretha, Tochter Alexander III., Königs von Schottland, Anspruch auf die Schottische Krone (1291). Eduard I., König von England, der zum Schiedsrichter in dieser Angelegenheit aufgerufen wurde, erklärte sich für Baliol, nahm aber späterhin Schottland selbst in

daß der Herzog von Guise darin geschlafen habe, so hätte sich mein Oheim beynahе Glück gewünscht, daß ihm die Ehre widerführe, eine so vornehme Wohnung zu erhalten.

Die Nacht war scharf und windig, und das Zimmer nichts weniger als warm. Ein alter Bedienter mit langem Leibe und langem Gesichte in steifer auffallender Livree, welcher meinen Oheim bediente, warf einen Armvoll Holz neben den Kamin hin, einen sonderbaren Blick im Zimmer umher, und wünschte ihm dann angenehme Ruhe mit einem Gesicht und Achselzucken, das bey jedem Andern, als bey einem alten Französischen Bedienten höchst verdächtig ausgesehen haben würde.

Das Zimmer hatte allerdings ein wildes, verfallenes Ansehen, das Jeden, der Romane gelesen hatte, mit Furcht und Ahnung erfüllen mußte. Die Fenster waren hoch und schmal, und sind einst Schießcharten gewesen; man hatte sie indessen, so viel es die ungeheure Dicks der Mauern hatte erlauben wollen, ganz roh erweitert, und die schlecht passenden Fensterflügel klapperten bey jedem Windstoß. In einer windigen Nacht würde man geglaubt haben, einen

Besitz, ließ Bättöl einkerkern, und gab ihm erst nach einer zweyjährigen Gefangenschaft seine Freiheit wieder, worauf dieser sich nach Frankreich zurück zog und dort starb. — Der Sieger bey Bannockburn über Eduard II. (25. Juny 1314) war der jüngere Bruce, Sohn des Nebenbuhlers Balliols. überl.

der alten Viquisten in seinen gewaltigen Stiefeln und klirrenden Sporen im Zimmer umher stampfen und rasseln zu hören. Eine Thür, welche nicht schloß, und wie eine wahre Französische Thür, aller Vernunft und allen Anstrengungen zum Troße, nicht schließen wollte, ging auf einen langen, dunkeln Gang hinaus, der, Gott weiß, wohin führte, und eben dazu gemacht zu seyn schien, daß Geister, wenn sie um Mitternacht aus ihren Gräbern kämen, sich darin eine Bewegung machen könnten. Der Wind pflegte in diesem Gange ein dumpfes Gefause und die Thür hin und her knarren zu machen, als bedäcke sich irgend ein Geist, ob er herein treten solle oder nicht. Mit Einem Worte, das Zimmer war gerade von der unheimlichen Art, daß ein Geist, wenn es deren im Schlosse gab, es sich zu seinem Lieblings-Erholungsplaze wählen mußte.

Mein Oheim, ein Mann, der sonst wohl an sonderbare Abenteuer gewöhnt war, ahnete damahls keines. Er machte mehrere Versuche die Thür zuzudrücken, aber vergebens. Nicht, daß er irgend etwas gefürchtet hätte; denn er war ein zu alter Reisender, als daß ihm ein schauerlich aussehendes Zimmer hätte einen Schrecken einjagen sollen; aber die Nacht war, wie ich gesagt habe, kalt und windig, der Sturm heulte um den alten Thurm beynah eben so, wie in diesem Augenblicke um dieses alte Haus, und der Zug aus dem langen, finstern Gange blies so feucht und kalt herein, als ob er aus einem Gefängnisse käme. Da mein Oheim also die Thür nicht zumachen konnte,

so warf er eine Menge Holz in den Kamin, daß bald eine große Flamme ausloderte, die das ganze Zimmer erhellte und den Schatten der Feuerzange auf der Wand gegenüber wie einen langbeinigen Riesen erscheinen ließ. Mein Oheim erklimm nun den Gipfel eines halben Duzend von Matrazen, die gewöhnlich ein Französisches Bett bilden, und welche in einer tiefen Nische aufgethürmt waren; wickelte sich fest ein, begrub sich bis an das Kinn in die Betttücher, und lag nun so da, sah nach dem Feuer, dachte daran, wie er von seinem Freunde, dem Marquis, so listig ein Nacht-Quartier erhalten, — und schlief endlich ein.

Er mochte noch nicht die Hälfte seines ersten Schlafes genossen haben, als er durch die Schloßuhr erweckt wurde, die in dem Thurme über seinem Zimmer befindlich war, und Zwölf schlug. Dieß war gerade so eine alte Uhr, wie sie Geister gern haben. Sie hatte einen tiefen, schauerlichen Ton, und schlug so langsam und langweilig, daß mein Oheim glaubte, sie würde nie aufhören. Er zählte und zählte, bis er überzeugt war, er habe Dreyzehn gezählt; dann hielt sie inne.

Das Feuer war herabgebrannt und das Holz beynahe ausgeglimmt; es gab nur noch eine schwache blaue Flamme von sich, die zuweilen in kleine weiße Spikgen ausloderte. Mein Oheim lag mit halbgeschlossenen Augen da, die Nachtmühe beynahe bis auf die Nase gezogen. Seine Einbildungskraft war bereits auf Abwegen, und begann den gegenwärtigen

Schauplatz mit dem Krater des Vesuv, der Französischen Oper, dem Coliseum in Rom, Dolly's Garlücke in London *) und all' dem Gewirr von bekannten Orten, womit der Kopf eines Reisenden angefüllt ist, zu vermischen; — kurz, er war im Begriff einzuschlafen.

Plötzlich ward er durch den Schall von Fußritten erweckt, welche langsam auf dem Gange herzukommen schienen. Mein Oheim war, wie ich ihn oft habe von sich sagen hören, kein Mann, der sich so leicht schrecken ließ. Er lag also still, und glaubte, es sey irgend ein anderer Gast oder ein Bedienter, der zu Bett ginge. Die Fußtritte kamen indessen näher, die Thür öffnete sich langsam; ob von selbst, oder ob von außen geöffnet, konnte mein Oheim nicht unterscheiden; und eine weiße weibliche Gestalt schwebte herein. Sie ging nach dem Kamin hin, ohne meinen Oheim anzusehen, der seine Nachtmütze mit der einen Hand in die Höhe rückte, und sie starr anblickte. Sie blieb eine Zeitlang vor dem Feuer stehen, das von Zeit zu Zeit aufloderte, und blaue und weiße Flammen von sich gab, so daß mein Oheim die Gestalt ganz genau sehen konnte.

Ihr Gesicht war geisterbleich, und wurde es vielleicht noch mehr durch das bläuliche Licht des Feuers. Es war schön, aber die Schönheit trug das Gepräge der Sorge und Bekümmerniß. Es war der Blick Jemandes, der an Unglück gewöhnt ist, den aber

*) S. Quintin Durward Thl. 1. S. 8. der Eint. ü b e r s. 11. Abend.

das Unglück nicht niederzuschlagen oder zu überwältigen vermag; denn es lag noch das Gebiethende stolzer, unbeflegbarer Entschlossenheit darin. Dieß war wenigstens die Meynung meines Oheims, und er hielt sich für einen großen Physiognomen.

Die Gestalt blieb, wie ich gesagt habe, eine Zeitlang vor dem Feuer stehen, streckte dann eine Hand, sodann die andere aus, dann auch die Füße nach einander, als ob sie sich wärme; denn Gespenster, — und dieses war doch wohl wirklich eines, — friert gewöhnlich. Mein Oheim bemerkte weiter, daß sie Schuhe mit hohen Absätzen nach alter Mode, nebst Schnallen mit unechten oder echten Steinen trug, die blitzten, als ob sie wirklich vorhanden wären. Endlich wendete sich die Gestalt langsam, warf einen hohlen Blick in das Zimmer, der, als er über meinen Oheim wegstreifte, alles Blut in seinen Adern stocken und das Mark in seinen Gebeinen erstarren machte. Hierauf streckte sie die Arme zum Himmel empor, faltete die Hände, rang sie auf eine stehende Weise und glitt dann langsam zum Zimmer hinaus.

Mein Oheim blieb eine Zeitlang in Betrachtungen über diesen Besuch liegen; denn obgleich er (wie er bemerkte, als er mir die Geschichte erzählte) ein Mann von sehr festem Charakter war, so liebte er doch auch über eine solche Sache nachzudenken, und verwarf sie nicht sogleich, weil sie außerhalb der gewöhnlichen Sphäre der Ereignisse lag. Da er indessen, wie ich vorher erwähnt habe, ein erfahre-

ner Reisender und an seltsame Begebenheiten gewöhnt war, so rückte er seine Nachtmütze ruhig über die Augen, legte sich mit dem Rücken nach der Thür, zog sich die Betttücher bis über die Schultern und schlief wieder ein.

Wie lange er geschlafen haben mochte, konnte er nicht sagen, als er durch die Stimme Jemandes, der neben seinem Bette stand, geweckt wurde. Er drehte sich um, und sah den alten Französischen Bedienten mit seinen Ohrlocken in festen Wickeln zu beiden Seiten seines langen Laternengesichts, auf welchem die Gewohnheit ein ewiges Lächeln hervor gebracht hatte. Er schnitt tausend Gesichter, bath tausend Mahl Monsieur um Verzeihung, daß er ihn gestört habe; sagte aber, es sey schon ziemlich hoch am Morgen. Während mein Oheim sich ankleidete, rief er sich den Besuch der vergangenen Nacht oberflächlich in das Gedächtniß zurück. Er fragte den alten Bedienten, was für eine Dame in diesem Theile des Schlosses des Nachts umherzuwandeln pflege. Der alte Diener zuckte die Schultern bis an den Kopf, legte eine Hand auf die Brust, spreizte die andere aus, machte ein höchst komisches Gesicht, was ein Compliment andeuten sollte, und sagte:

„Es gehöre sich nicht für ihn, etwas von den bonnes fortunes von Monsieur wissen zu wollen.“

Mein Oheim sah wohl, daß hier nichts Genügendes zu erfahren war. — Nach dem Frühstück ging er mit dem Marquis in den modernen Zimmern des Schlosses spazieren und glitt über die wohlge-

bohten Fußböden der mit Seide tapezirten Säle hin, zwischen reich vergoldeten und mit Brokat bezogenen Möbeln hindurch, bis sie an eine lange Bilder-Gallerie kamen, welche mehrere Bildnisse, theils in Oelfarben, theils in Kreide ausgeführt, enthielt.

Hier eröffnete sich ein weites Feld für die Beredsamkeit seines Wirths, der ganz den Stolz eines Edelmanns vom ancien régime hatte. Es gab keinen großen Nahmen in der Normandie, ja kaum in Frankreich, der sich nicht, auf irgend eine Weise, mit seinem Hause in Beziehung befand. Mein Oheim stand da und hörte mit innerer Ungeduld zu; ruhte bald auf einem Beine, bald auf dem andern, während der kleine Marquis, mit seinem gewöhnlichen Feuer und vieler Lebendigkeit, sich über die Thaten seiner Vorfahren verbreitete, deren Bildnisse an den Wänden hingen, — von den Kriegsthaten der ernstesten, stahlgepanzerten Krieger, bis auf die Galanterieen und Intriguen der blauäugigen Herren herab, mit niedlichen lächelnden Gesichtern, gepudertem Haar, Spigen-Manschetten und rothen und blauen seidenen Röcken und Beinleidern; wobey er die Eroberungen der lieblichen Schäferinnen nicht vergaß, die mit Reifröcken, und mit Taillen, die nicht stärker als eine Sanduhr waren, ihre Schafe und ihre Anbether mit ihren zierlichen mit fliegenden Bändern geschmückten Schäferstäben zu weiden schienen.

Mitten in dem Gespräche seines Freundes ward meines Oheims Aufmerksamkeit durch ein Bildniß in ganzer Figur erregt, welches ihm das wahre

Conterfey seines Besuches von voriger Nacht zu seyn schien.

„Mich dünkt,“ sagte er, indem er darauf zeigte, „ich habe das Original dieses Bildnisses gesehen.“

„Pardonnez-moi,“ erwiederte der Marquis höflich, „das ist wohl kaum möglich, da diese Dame schon seit mehr als hundert Jahren todt ist. Es war die schöne Herzoginn von Longueville *), welche während der Minderjährigkeit Ludwig's des Vierzehnten eine Rolle spielte.“

„Und haben ihre Schicksale irgend etwas Merkwürdiges?“

Es konnte nicht leicht eine unglücklichere Frage geben. Der kleine Marquis nahm sogleich die Stellung eines Mannes an, der im Begriffe ist, eine lange Geschichte zu erzählen. Mein Oheim hatte sich nämlich die ganze Beschreibung des bürgerlichen Krieges der Fronde auf den Hals gezogen, worin die schöne Herzoginn eine so ausgezeichnete Rolle gespielt hatte. Turenne, Coligny und Mazarin mußten aus ihren Gräbern hervorkommen, um seiner Erzählung Schmuck zu verleihen, und selbst die Händel der Barricaden **) und die Heldentha-

*) Anna Genovesa von Bourbon, Herzoginn von Longueville und ältere Schwester des Prinzen von Condé. Genauere Nachrichten über sie finden sich in (Mailly) Esprit de la Fronde. Vol. II. p. 71. Übers.

**) Der Sperrketten, welche die Bewohner von Paris damals in den Straßen zogen, um sich der Königin Anna von Oesterreich, der Vormunderinn Ludwig's XIV. und ihren Anhängern zu widersehen. Übers.

ten der Thorwege wurden nicht übergangen. Mein Oheim fing an, sich tausend Meilen von dem kleinen Marquis mit seinem unbarmherzigen Gedächtnisse wegzuwünschen, als plötzlich die Erinnerungen des kleinen Mannes eine anziehendere Wendung nahmen. Er erzählte nämlich die Gefangenhaltung des Herzogs von Longueville, nebst den Prinzen von Condé und Conti im Schlosse von Vincennes, und von den vergeblichen Versuchen der Herzoginn, die wackern Normänner zu ihrer Befreyung aufzuregen. Er war jetzt an den Theil der Geschichte gekommen, wo die Herzoginn von den königlichen Truppen in das Schloß von Dieppe eingeschlossen wurde.

Der Muth der Herzoginn, sagte der Marquis, wuchs mit ihrem Unglück. Es war bewunderungswürdig, ein so zartes und schönes Wesen so entschlossen mit dem Mißgeschick kämpfen zu sehen. Sie beschloß, Alles anzuwenden, um ihre Flucht zu bewerkstelligen. Wahrscheinlich haben Sie das Schloß gesehen, worin sie eingesperrt war; es ist ein altes, verfallenes Gebäude *), das auf der Spitze eines Hügel's oberhalb der rostigen kleinen Stadt Dieppe liegt. In einer finstern, stürmischen Nacht schlich sie heimlich aus einem kleinen Pfortchen des Castells, welches der Feind zu besetzen vergessen hatte. Dieses Pfortchen ist noch heutigen Tages zu sehen, und geht

*) Im Originale steht an old ragged wart of an edifice, wahrscheinlich, weil es sich auf dem Hügel wie ein Auswuchs oder eine Warze ausnahm. U b e r s.

auf eine schmale Brücke hinaus, welche über einen tiefen Graben führt, der zwischen dem Schlosse und dem Abhange des Hügel durchgeht. Ihre Dienerinnen, einige wenige männliche Bediente und einige tapfere Ritter, welche ihrer Sache treu geblieben waren, folgten ihr. Ihre Absicht war, den etwa zwey Meilen entfernten Hafen zu erreichen, wohin sie insgeheim ein Schiff hatte kommen lassen, um im Nothfalle darauf entfliehen zu können.

Die kleine Schaar der Flüchtlinge war genöthiget, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Als sie im Hafen anlangte, war der Wind heftig und stürmisch, die Fluth ungünstig, das Schiff lag weit entfernt auf der Höhe der Rhede, und es gab kein anderes Mittel, um an Bord zu kommen, als sich eines Fischerbootes zu bedienen, das wie eine Muschelschale von der Brandung hin und her geworfen wurde. Die Herzoginn entschloß sich, das Wagestück zu bestehen. Die Seelente suchten sie von ihrem Vorhaben abzubringen; allein das Dringende der Gefahr am Ufer und ihre Geistesgröße machten, daß sie auf die Vorstellungen derselben nicht achtete. Ein Seemann mußte sie in seinen Armen in das Boot tragen. Die Gewalt des Windes und der Wogen war indessen so groß, daß er schwankte, das Gleichgewicht verlor und seine kostbare Bürde in das Meer fallen ließ *).

Die Herzoginn wäre beynahе ertrunken; allein

*) Esprit de la Fronde, Vol. III. pag. 360, 361. übers.

ihre eigenen Anstrengungen und die Bemühungen der Seeleute machten, daß sie glücklich wieder an das Land kam. Sobald sie sich etwas erholt hatte, bestand sie darauf, den Versuch zu wiederholen. Der Sturm war jedoch unterdessen so heftig geworden, daß er allen Bemühungen Trotz both. Länger zu zögern, mußte unausbleiblich Entdeckung und Gefangenschaft nach sich ziehen. Es blieb weiter nichts übrig, als Pferde zu nehmen. Sie setzte sich, mit ihren Begleiterinnen, hinter den tapfern Rittern, die sie geleiteten, auf, und ritt nun landeinwärts, um einen einstweiligen Zufluchtsort zu suchen.“

„Während die Herzoginn,“ fuhr der Marquis fort, indem er den Zeigefinger auf meines Oheims Brust legte, um dessen abnehmende Aufmerksamkeit wieder zu beleben, — „während die arme Herzoginn so im Sturme umherirrte, langte sie bey diesem Schlosse an. Ihre Ankunft verursachte einige Unruhe; denn das Getrappel eines Trupps von Pferden mitten in der Nacht, der Gang zu einem einsamen Schlosse hinauf, war in diesen bewegten Zeiten und in einem so unruhigen Theile des Landes hinlänglich, Besorgnisse zu erregen.“

Ein großer, breitschulteriger Jäger, bis zu den Zähnen bewaffnet, sprengte voraus und meldete die Besucherinn an. Alle Besorgniß war jetzt verschwunden. Das Hausgesinde kam mit Jackeln heraus, sie zu empfangen, und nie beleuchteten diese einen mehr vom Wetter und der Reise mitgenommenen Haufen,

als den, der jetzt auf den Hof trabte. Die arme Herzoginn und ihre Begleiterinnen, jede hinter ihrem Ritter, erschienen mit bleichen, abgehärteten Gesichtern und beschmutzten Kleidern; und die halb durchnässen, halb schläfrigen Pagen und Diener schienen jeden Augenblick vor Schlaf und Ermattung von ihren Pferden sinken zu wollen.

Mein Ahnherr empfing die Herzoginn mit großer Herzlichkeit. Sie ward in den großen Saal des Schlosses geführt, und bald prasselte und glühte das Feuer, sie und ihr Gefolge zu erwärmen, und jeder Bratspieß und jede Pfanne ward in Bewegung gesetzt, um Erquickungen für die Wanderer zu bereiten.

„Sie hatte ein Recht auf unsere Gastfreundschaft,“ fuhr der Marquis fort, indem er sich etwas mehr in die Höhe richtete; „denn sie war mit unserer Familie verwandt. Ich will Ihnen erzählen, wie das zusammen hing. Ihr Vater, Heinrich von Bourbon, Prinz von Condé —“

„Brachte denn die Herzoginn die Nacht in dem Schlosse zu?“ — fragte mein Oheim querfeldein, da der Gedanke ihn erschreckte, in eine der genealogischen Erörterungen des Marquis hinein zu gerathen.

„Oh, die Herzoginn, — die bekam gerade das Zimmer, das Sie vergangene Nacht inne gehabt haben, und das damahls eine Art von Staatsgemach war. Ihren Begleitern wurden die Zimmer zugetheilt, welche auf den anstößenden Gang hinausgehen, und ihr Lieblingspage schlief in einem

anstoßenden Cabinet. Der große Jäger, welcher ihre Ankunft angekündigt hatte, und der die Stelle einer Art von Schildwache oder Leibwache vertrat, ging in dem Gange auf und nieder. Er war ein schwärzlicher, ernster Mensch von gewaltigem Ansehen, und wenn das Licht der Lampe im Gange auf die scharfen Züge seines Gesichts und seinen muskelhaften Bau fiel, so glaubte man Jemanden vor sich zu sehen, der das Schloß durch die alleinige Kraft seines Armes vertheidigen könne.

Es war eine rauhe, ungestüme Nacht, ungefähr um diese Zeit des Jahres; — Apropos! da ich eben daran denke, vergangene Nacht war der Jahrestag des Besuchs der Herzoginn. Ich kann das Datum nicht aus dem Gedächtnisse verlieren; denn das war eine Nacht, welche unser Haus nicht so leicht vergessen kann. Es geht eine sonderbare Sage darüber in unserer Familie. Hier hielt der Marquis inne, und eine Wolke schien seine buschigen Augenbraunen zu überschatten. Es geht eine Sage, — daß sich ein sonderbarer Vorfall in jener Nacht zugetragen habe; — ein sonderbarer, geheimnißvoller, unerklärlicher Vorfall. — Hier besann er sich auf einmahl und hielt inne.

„Stand er mit jener Dame in Beziehung?“ fragte mein Oheim begierig.

Mitternacht war vorbei, fing der Marquis wieder an — als das ganze Schloß. — hier hielt er abermahls inne. Mein Oheim machte eine Bewegung, die seine gespannte Neugierde verrieth.

Entschuldigen Sie; sagte der Marquis, indem eine leichte Röthe über sein bleiches Gesicht flog. Es gibt einige Umstände, welche mit der Geschichte unserer Familie in Verbindung stehen und die ich nicht gern erzähle. Es war damahls eine rohe Zeit. Es war eine Zeit, wo große Verbrechen unter großen Leuten begangen wurden; denn Sie wissen, daß vornehmeres Blut, wenn es einmahl nicht den rechten Weg nimmt, nicht wie das Blut der Canaille, ruhig dahin fließt; — die arme Dame! — Doch, ich habe etwas Familienstolz, der, — Sie entschuldigen mich, — wir wollen lieber von etwas Anderem sprechen, wenn es Ihnen gefällig ist.

Meines Oheims ganze Neugierde war jetzt erregt. Die pomphaste und prachtvolle Einleitung hatte ihn verleitet, etwas Wunderbares in der Geschichte zu erwarten, wozu jene als eine Art von Eingang diente. Er hatte durchaus keinen Begriff davon, daß er ihrer, durch eine plötzliche Anwandlung thörichter Bedenklichkeit, ganz verlustig gehen sollte. Außerdem hielt er es, als ein Reisender, der sich gern unterrichten wollte, für seine Pflicht, sich nach Allem zu erkundigen.

Der Marquis wich indessen allen Fragen aus. „Nun,“ sagte mein Oheim etwas unwillig; „Sie mögen davon denken, was Sie wollen, — ich habe die Dame vergangene Nacht gesehen.“

Der Marquis trat zurück und sah ihn mit Erstaunen an.

„Sie hat mich in meinem Schlafzimmer besucht.“

Der Marquis nahm mit einem Achselzucken und einem Lächeln seine Schnupftabaksdose zur Hand, und hielt dieß wahrscheinlich für einen sehr plumpen Englischen Spaß, den er, Höflichkeitshalber, sehr angenehm finden mußte.

Mein Oheim fuhr indessen sehr ernsthaft fort, und erzählte den ganzen Vorfall. Der Marquis hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und hielt dabey seine Schnupftabaksdose ungeöffnet in der Hand. Als die Geschichte zu Ende war, schlug er bedächtig auf den Deckel seiner Dose, und nahm eine lange, tönende Prise Tabak —

„Bah!“ sagte der Marquis, und ging nach dem andern Ende der Gallerie.

Hier hielt der Erzähler inne. Die Gesellschaft wartete eine Zeit lang, daß er die Erzählung wieder anfangen würde, aber er schwieg.

„Nun,“ sagte der fragende Herr; „was sagte Ihr Oheim darauf?“

„Nichts,“ erwiderte der Andere.

„Und was sagte der Marquis ferner?“

„Nichts.“

„Und ist das Alles?“

„Das ist Alles,“ sagte der Erzähler, indem er sich ein Glas Wein einschenkte.

„Ich vermuthete,“ sagte der schlaue alte Herr mit der neckischen Nase; „ich vermuthete, der Geist ist niemand anders, als die alte Haushälterinn gewe-

fen, die im Hause die Kunde machte, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sey.“

„Bah!“ sagte der Erzähler; „mein Oheim war viel zu sehr an sonderbare Erscheinungen gewöhnt, um nicht einen Geist — von einer Haushälterinn unterscheiden zu können!“

Rund um den Tisch lief jetzt ein Gemurmel, theils aus Scherz, theils aus Unwillen über die getäuschte Erwartung. Ich konnte nicht umhin, zu glauben, daß der alte Herr noch einen zweyten Theil der Geschichte im Rückhalte habe, aber — er schlürfte seinen Wein und sagte nichts weiter, und es lag ein sonderbarer Ausdruck in seinem verfallenen Gesicht, der mich zweifelhaft ließ, ob das Ganze Scherz oder Ernst gewesen sey.

„Hm!“ sagte der schlaue Herr mit der beweglichen Nase; „die Geschichte von Ihrem Oheim erinnert mich an eine ähnliche, welche eine meiner Basen, von mütterlicher Seite, zu erzählen pflegte, wiewohl ich nicht weiß, ob sie die Vergleichung aushalten wird, da der guten Dame nicht so leicht sonderbare Sachen begegneten. Auf jeden Fall will ich sie aber erzählen.“

Das Abenteuer meiner Base.

Meine Base war eine Frau von starkem Körperbau, kräftigem Geist und großer Entschlossenheit; sie war, was man eine sehr männliche Frau nennen würde. Mein Oheim war ein magerer, schwäch-

licher, kleiner Mann, sehr sanft und nachgiebig, und keinesweges meiner Vase gewachsen. Man sah, daß er vom Tage seiner Verheirathung an allmählich zu vergehen anfing. Seiner Frau gewaltiger Geist war zu mächtig für ihn; er verzehrte ihn. Meine Vase trug indessen alle mögliche Sorgfalt für ihn, die Ärzte aus der halben Stadt mußten ihm vorordnen; sie ließ ihn alle ihre Recepte einnehmen, und gab ihm so viele Arzenei ein, daß ein halbes Spital damit hätte geheilt werden können. Alles war indessen vergebens. Mein Oheim wurde immer kränker, je mehr ihm eingegeben und je mehr er gepflegt wurde, bis er am Ende die lange Reihe der ehelichen Opfer vermehrte, welche aus lauter Liebe umgekommen sind.

„Und sein Geist erschien ihr?“ fragte der neugierige Herr, der den vorigen Erzähler so ausgefragt hatte.

Das werden Sie gleich hören, antwortete der Erzähler. Meine Vase nahm sich den Tod ihres guten, armen Mannes sehr zu Herzen. Vielleicht fühlte sie einige Gewissensbisse, ihm so viele Arzenei gegeben und ihn so lange gepflegt zu haben, bis er daran starb. Genug, sie that Alles, was eine Witwe nur thun kann, sein Andenken zu ehren. Sie sparte keine Kosten, sowohl in Hinsicht der Beschaffenheit, als der Menge ihrer Trauergewänder; sie trug ein Miniatur-Bild von ihm, so groß wie eine kleine Sonnenuhr, und sein Bild in ganzer Figur hing in ihrem Schlafzimmer. Jedermann erhob ihr Beneh-

men bis in den Himmel, und man kam darin überein, daß eine Frau, die das Andenken ihres ersten Gatten so ehre, werth sey, bald einen zweyten zu bekommen.

Nicht lange darauf entschloß sie sich, ihren Wohnsitz auf einem alten Landhause in Derbyshire aufzuschlagen, das seit langer Zeit nur unter der Aufsicht eines Haushofmeisters und einer Haushälterinn gestanden hatte. Sie nahm den größern Theil ihrer Dienerschaft mit sich, da sie beschlossen hatte, den Ort zu ihrem Hauptwohnsitz zu machen. Das Haus lag in einem einsamen, wilden Theile des Landes, zwischen den grauen Hügeln von Derbyshire, und hatte eine Aussicht auf einen hingerichteten Mörder, der auf einer wüsten Anhöhe in Ketten hing.

Die Dienerschaft aus der Stadt war vor Schrecken außer sich bey dem Gedanken, an so einem fürchterlichen, heidnischen Orte wohnen zu müssen, besonders als sie am Abend in der Bedientenstube zusammen kamen, und nun die Gespenstergeschichten erzählt wurden, die ein Jeder des Tages über gehört hatte. Sie fürchteten sich allein durch die finstern, schwarzausehenden Zimmer zu gehen. Die Kammerjungfer, die an den Nerven litt, erklärte, daß sie nie in einem „gräßlichen, ungehenden alten Gebäude“ allein schlafen könne, und der Bediente, ein gutherziger junger Mensch, both alles Mögliche auf, sie zu erheitern.

Meine Base selbst schien von dem einsamen An-

sehen des Hauses überrascht zu seyn. Ehe sie, zu Bette ging, untersuchte sie demnach alle Thüren und Fenster, ob sie auch fest verschlossen wären, schloß das Silber mit eigenen Händen ein, und trug die Schlüssel, so wie ein kleines Kästchen mit Geld und Juwelen, in ihr eigenes Zimmer; denn sie war eine achtsame Frau, und liebte nach allen Dingen selbst zu sehen. Nachdem sie die Schlüssel unter ihr Kopfkissen gelegt und ihre Kammerjungfer entlassen hatte, setzte sie sich noch an ihre Toilette und ordnete ihr Haar; denn da sie, ungeachtet ihres Grades um meinen Oheim, noch eine stattliche Witwe war, so war sie etwas eigen in ihrem Außern. — So saß sie einige Zeit und betrachtete sich im Spiegel, erst von der einen Seite, dann von der andern, wie Frauen zu thun pflegen, wenn sie sehen wollen, ob sie sich gut ausgenommen haben; denn ein stattlicher Squire aus der Nachbarschaft, der ihr den Hof gemacht hatte, als sie noch Mädchen war, hatte ihr heute die Aufwartung gemacht, um sie auf dem Lande willkommen zu heißen.

Plötzlich glaubte sie, etwas hinter ihr sich bewegen zu hören. Sie sah sich schnell um, erblickte aber nichts. Nichts war zu sehen, als das Bild ihres lieben, seligen Mannes in Lebensgröße, das an der Wand hing.

Sie weihte seinem Andenken einen tiefen Seufzer, wie sie immer zu thun gewöhnt war, wenn sie in Gesellschaft von ihm sprach, und fuhr dann fort, ihre Nachtkleider in Ordnung zu bringen und an

den Squire zu denken. Ihr Seuffzer wurde durch einen andern, oder durch einen tiefen Athemzug beantwortet. Sie blickte sich abermahls um, und niemand war zu sehen. Sie meynte, daß es der Wind sey, der durch die Mäuselöcher des alten Hauses pfeife, und fuhr gemächlich fort, ihr Haar in Papillotten zu wickeln, als sie auf einmahl eines der Augen des Bildes sich bewegen zu sehen glaubte.

„Während sie ihm den Rücken zuehrte?“ sagte der Erzähler mit dem verfallenen Kopfe. „Gut!“

„Ja, mein Herr!“ erwiderte der Redner trocken; „ihr Rücken war allerdings dem Wilde zugewendet; allein sie sah es im Spiegel. Wie ich also gesagt, so bemerkte sie, daß das Bild ein Auge bewege. Eine so sonderbare Erscheinung mußte, wie Sie wohl denken können, sie nicht wenig erschrecken. Um sich jedoch zu überzeugen, ob sie recht gesehen habe, legte sie die eine Hand an die Stirn, als ob sie sie reiben wollte, sah durch die Finger und bewegte dabey das Licht mit der andern Hand. Das Licht der Kerze fiel auf das Auge und spiegelte sich darin. Allerdings bewegte sich dieses. Ja, was noch mehr war, es schien ihr zuzuwinken, so wie ihr Gatte es zuweilen bey seinem Leben gethan hatte. Einen Augenblick überlief sie ein Schauer; denn sie war allein und fühlte sich in einer furchtbaren Lage.“

Der Schauer war indessen nur vorübergehend. Meine Base, die beynabe so entschlossen war, als Ihr Oheim, mein Herr (hier wendete er sich zu dem alten Herrn, der die Geschichte erzählt hatte), ward

sogleich wieder ruhig und besonnen. Sie fuhr fort, ihre Kleider in Ordnung zu bringen. Sie brummte sogar ein Lied und sang keine einzige falsche Note. Sie warf zufällig einen Toilettenkasten um, nahm ein Licht und las das Herausgefallene nach einander auf, verfolgte ein Nadelkissen, das unter das Bett rollte, öffnete dann die Thür, sah einen Augenblick auf den Gang hinaus, als sey sie zweifelhaft, ob sie gehen sollte, und ging dann ruhig hinaus.

Sie eilte die Treppe hinunter, befahl den Bedienten, sich mit dem zu bewaffnen, was ihnen zuerst in die Hände fiel, stellte sich an ihre Spitze, und kehrte beynahe augenblicklich wieder zurück.

Ihr schnell aufgebothenes Heer stellte eine furchtbare Macht auf. Der Haushofmeister hatte eine verrostete Donnerbüchse, der Kutscher eine gezogene Peitsche *), der Bediente ein Paar Cavallerie-Pistolen, der Koch ein gewaltiges Hackemesser und der Kellermeister eine Flasche in jeder Hand. Meine Waise bildete, mit einem rothglühenden Schüreisen, den Vortrab, und war, nach meiner Meynung, die furchtbarste von Allen. Die Kammerjungfer, welche sich fürchtete, allein in der Bedientenstube zu bleiben, bildete den Nachtrab, roch an einer zerbro-

*) Ich gestehe, daß ich mir den Zusatz loaded (geladen) bey einer Peitsche nicht anders, als durch einen Scherz erklären kann, und habe ihn deswegen so wieder zu geben gesucht. überf.

henen Flasche mit flüchtigem Salz, und äußerte die größte Furcht vor den Gespenstern.

„Gespenster!“ sagte meine Base entschlossen. „Ich will ihnen den Bart schon versengen.“

Man trat in das Zimmer. Alles war still und ruhig, wie in dem Augenblick, wo sie es verlassen hatte. Man näherte sich dem Bilde meines Oheims.

„Nehmt das Bild herab!“ rief meine Base. Ein tiefer Seufzer, und ein Ton, wie Zähneknirschen, ließ sich aus dem Bilde hören. Die Bedienten fuhrten zurück; das Kammermädchen stieß einen schwachen Schrey aus, und hielt sich an dem Bedienten fest.

„Den Augenblick!“ fügte meine Base hinzu, und stampfte mit dem Fuße.

Man nahm das Bild herab, und aus einer Nische dahinter, in welcher früher eine Uhr gestanden hatte, zog man einen breitschulterigen, schwarzbärtigen Kerl, mit einem armlangen Messer hervor, der aber wie ein Äspenlaub zitterte.

„Nun, und wer war das? Doch wohl kein Geist?“ sagte der fragelustige Herr.

Ein Strauchdieb, welchen das Vermögen der reichen Witwe angezogen hatte, oder vielmehr ein marodirender Tarquinius, der sich in ihr Zimmer geschlichen hatte, um ihrer Börse Gewalt anzuthun und ihre Chatulle zu plündern, wenn Alles im Hause schlafen würde. Geradezu gesagt, fuhr er fort, war der Landstreicher ein liederlicher Müßiggänger aus der Nachbarschaft, der einst in dem Hause gedient, und den man gebraucht hatte, um zu helfen, als

man es zum Empfang der Besucherin in Stand setzte. Er bekannte, daß er diesen Versteck zu seinem schändlichen Plane sich ausersehen, und ein Auge des Bildnisses als einen Beobachtungspunct gebraucht hatte.“

„Und was that man mit ihm? Wurde er gehenkt?“ fing der Frager wieder an.

„Gehenkt! wie wäre das möglich gewesen?“ rief ein Advokat mit buschigen Augenbraunen und einer Falkennase. „Es war ja kein todeswürdiges Verbrechen. Er hatte keinen Raub begangen, Niemanden angefallen oder Einbruch verübt.“

„Meine Base,“ sagte der Erzähler, „war eine entschlossene Frau, die das Gesetz gern selbst handzuhaben pflegte. So hatte sie auch ihre eigenen Ansichten von Reinlichkeit. Sie befahl, daß der Kerl in die Pferdeschwemme geschleppt werden solle, um alle Übelthat abzuwaschen, und daß man ihn nachher mit einem eichenen Handtuche wieder trocken mache.“

„Und was wurde nachher aus ihm?“ sagte der fragelustige Herr.

„Das kann ich wirklich nicht genau sagen. Ich glaube, er wurde auf eine Bildungsreise nach Botany-Bay geschickt.“

„Und Ihre Base,“ sagte der fragelustige Herr, „die ließ gewiß nachher ihre Kammerjungfer mit in ihrem Zimmer schlafen.“

„Nein, mein Herr, sie that etwas Klügeres; sie gab kurz nachher ihre Hand dem stattlichen Squire;

denn sie pflegte zu sagen; es sey doch eine unangenehme Sache für eine Frau, auf dem Lande so allein zu schlafen.“

„Da hatte sie Recht,“ bemerkte der fragelustige Herr, indem er sehr weise dazu mit dem Kopfe nickte; „mir thut es nur leid, daß der Kerl nicht gehenkt wurde.“

Alle waren darüber einig, daß der letzte Erzähler seine Geschichte am genügendsten geendet habe, woben jedoch ein anwesender Landgutsbesitzer bemerkte, „es sey Schade, daß der Oheim und die Base, welche in den beyden Geschichten die Hauptrollen gespielt, einander nicht geheirathet hätten; das würde gewiß ein schönes Paar gegeben haben.“

„Aber bey dem allen,“ sagte der fragelustige Herr, „ist in der letzten Geschichte doch kein Geist vorgekommen.“

„O! wenn Ihnen an Geistern liegt, Liebster,“ rief der Frische Dragoner-Hauptmann; — „wenn Ihnen an Geistern liegt, so sollen Sie ein ganzes Regiment haben. Und da diese Herren hier uns die Begebenheiten ihrer Oheime und Basen erzählt haben, so will ich Ihnen auch ein Capitel aus meiner eigenen Familien-Geschichte zum Besten geben.“



Der kecke Dragoner,
oder das Abenteuer meines Großvaters.

Mein Großvater war ein kecker Dragoner; denn Sie müssen wissen, daß dieß ein Handwerk ist, das

schon lange in der Familie einheimisch gewesen. Alle meine Vorfahren waren Dragoner, und sind auf dem Felde der Ehre gestorben, mich ausgenommen, und ich hoffe, meine Nachkommen werden dasselbe von sich sagen können; indessen will ich damit nicht prahlen. — Genug, mein Großvater war, wie ich eben gesagt habe, ein kecker Dragoner, und hatte in den Niederlanden gedient. Er gehörte zu demselben Heere, das, nach der Aussage des Oheims Tobias *), so fürchterlich in Flandern fluchte. Er selbst konnte recht ordentlich fluchen, und war überdieß eben derselbe Mann, der die Lehre einführte, deren Corporal Trim **) erwähnt, nämlich von der Grundhize und Grundfeuchtigkeit, oder mit andern Worten, wie man sich gegen die feuchten Dünste des Grabenwassers durch Braantwein verwahren könne. Dem sey nun, wie ihm wolle, so gehört das nicht zu meiner Geschichte. Ich sage das auch nur, um Ihnen zu beweisen, daß mein Großvater kein Mann war, den man so leicht hinter das Licht führen konnte. Er hatte sich etwas versucht, oder nach seinem eigenen Ausdrucke, den Teufel kennen gelernt, — und das will etwas sagen.

Nun, meine Herren, mein Großvater war auf dem Heimwege nach England, wohin er sich in Ostende einzuschiffen gedachte, — über das alles mögliche Unglück kommen möge; denn das war der Ort, wo ich

*) In Sterne's Tristram Shandy.

**) Ebendasselbst.

übers.
übers.

drey lange Tage durch Sturm und widrige Winde zurück gehalten wurde, und keinen Teufel von einem lustigen Kameraden oder einem niedlichen Gesichte hatte, die mich hätten aufheitern können. Nun, wie ich sage, — mein Großvater war auf dem Wege nach England, oder vielmehr nach Ostende, — gleichviel, das kommt auf eins hinaus. So ritt er denn einen Abend, gegen Eintritt der Nacht, ganz lustig nach Brügge hinein. Wahrscheinlich kennen Sie Alle, meine Herren, Brügge; eine närrische, Altfränkische, Flamländische Stadt, die, wie man behauptet, einst ein großer Handelsplatz war, und wo viel Geld verdient wurde, als die *Mynheers* noch in ihrem Glanzwaren, heut zu Tage aber beynah so groß und so leer als die Tasche eines Irländers ist. Es war die Zeit des alljährlichen Marktes. Ganz Brügge war voll Menschen; die Canäle wimmelten von Holländischen Booten, und die Straßen von Holländischen Kaufleuten; und vor Gütern, Waaren und Ballen, Bauern in weiten Hosen und Frauen mit einem halben Duzend Röcken konnte man sich kaum bewegen.

Mein Großvater ritt fröhlich dahin auf seine unbefangene, schlendrige Weise; denn er war ein sorgenloser, in den Tag hinein lebender Mensch, — sah umher auf die bunte Menge und die alten Häuser mit den Giebeln nach der Straße und den Storchnestern auf den Schornsteinen, nickte den *Juffs*, die sich an den Fenstern sehen ließen, und scherzte rechts und links mit den Frauen auf der

Straße, die alle darüber lachten und die Sache sehr gut aufnahmen; denn obgleich er nicht ein Wort von der Sprache wußte, so hatte er doch immer eine gewisse Art und Weise, sich den Frauen verständlich zu machen.

Da es, wie gesagt, Marktzeit war, so war die ganze Stadt voll, jeder Gasthof und jede Schenke angefüllt, und mein Großvater zog vergebens von einer zur andern, ein Unterkommen zu finden. Endlich ritt er nach einem alten, rumpfigen Gasthose, der aussah, als ob er jeden Augenblick zusammen fallen wolle, und aus dem alle Matten weggelaufen seyn würden, wenn sie nur in irgend einem andern Hause Platz gefunden hätten. Es war gerade so ein sonderbares Gebäude, wie man sie auf Holländischen Bildern sieht, mit einem hohen Dache, das bis in die Wolken geht, und so vielen Dachfenstern übereinander, wie Mahomed's sieben Himmel. Daß es nicht schon zusammen gefallen war, daran war ein Storchnest auf dem Schornsteine Schuld, das den Häusern in den Niederlanden immer Glück bringt, und gerade in dem Augenblicke, wo mein Großvater vor demselben anlangte, standen zwey solche langbeinige Segensvögel, wie Geister, oben auf dem Schornsteine. Sie haben auch wahrhaftig das Haus bis jetzt zusammen gehalten; denn Sie können es noch sehen, wenn Sie durch Brügge reisen, wie es da steht; nur ist dermahlen eine Brauerey darin, wo starkes Flamländisches Bier gebraut wird, — wenig-

stens war es so, als ich nach der Schlacht von Waterloo des Weges kam.

Mein Großvater beguckte das Haus sehr neugierig, als er heran kam. Es würde ihm vielleicht nicht so sehr aufgefallen seyn, hätte er nicht, mit großen Buchstaben, die Worte über der Thür gelesen:

Hier verkoopt men goeden drank.

Mein Großvater hatte so viel von der Sprache gelernt, um zu wissen, daß das Schild etwas Gutes zu trinken verhieß. „Das ist das rechte Haus für mich,“ sagte er, und hielt an der Thür still.

Die plöbliche Erscheinung eines schmucken Dragoners war eine Begebenheit für einen alten Gasthof, der sonst nur von den friedlichen Söhnen des Handels besucht wurde. Ein reicher Bürger von Antwerpen, ein stattlicher, starker Mann mit einem breiten Flamländischen Hut, und der die Hauptperson und der große Beschützer des Hauses war, saß mit seiner reinen, langen Pfeife an der einen Seite der Thür; ein fetter, kleiner Wachholder-Branntweimbrenner aus Schiedam saß rauchend an der andern, und der dicknasige Wirth stand in der Thür, die behagliche Wirthinn mit gekniffter Haube neben ihm, und die Tochter der Wirthinn, ein derbes Flandrisches Mädchen mit großen goldenen Ohrgehängen, stand an einem Seitenfenster.

„Hm!“ sagte der reiche Bürger von Antwerpen, mit einem scheelen Blicke auf den Fremden.

„Der duyvel!“ sagte der fette kleine Branntweimbrenner aus Schiedam.

Der Wirth sah, mit dem Scharfblicke eines Gastgebers, daß der neue Gast durchaus nicht den alten behagen wollte, und, die Wahrheit zu sagen, gefielen ihm selbst meines Großvaters Schelmen-Augen nicht besonders. Er schüttelte den Kopf. „Nicht eine Dachstube im Hause sey unbesetzt.“

„Nicht eine Dachstube!“ sagte die Wirthinn.

„Nicht eine Dachstube!“ sagte die Tochter.

Der Bürger von Antwerpen und der kleine Brantweinbrenner aus Schiedam fuhren fort, finster ihre Pfeifen zu rauchen, und schielten den Feind quer unter ihren breiten Hüten weg an, sagten aber nichts.

Mein Großvater war kein Mann, der sich so leicht abschrecken ließ. Er warf seinem Pferde den Zügel auf den Hals, setzte seinen Hut auf ein Auge, stemmte einen Arm in die Seite und sagte: „Bey meiner Treu! ich will nun aber diese Nacht in dem Hause schlafen!“ Und damit schlug er sich auf die Lende, größten Nachdrucks wegen, daß es der Wirthinn durch alle Glieder drang.

Gesagt, gethan. — er sprang vom Pferde, und ging zwischen den starrenden Mynheers quer durch nach der Fremdenstube. — Vielleicht sind Sie schon einmahl in der Schenkstube eines alten Flamländischen Gasthofes gewesen; — es war ein so schönes Zimmer als man nur eins sehen kann, hatte einen Fußboden von Mauersteinen, einen großen Kamin mit der ganzen biblischen Geschichte auf Kacheln, und auf dem Vorsprunge prangte ein ganzes Regiment zerbrochener Theekannen und irdener Krüge, eines

halben Duzend großer Delfter Schlüsseln nicht zu gedenken, die statt Bildern an den Wänden hingen; und die kleine Schenke in dem Winkel, und das dralle Schenk mädchen dahinter, mit einer rothen, Kattunenen Mütze und gelben Ohrgehängen.

Mein Großvater schmalzte mit den Fingern über dem Kopfe, während er im Zimmer umherblickte. — „Bei meiner Treu, das ist gerade das Haus, das ich gewünscht habe,“ sagte er.

Die Besatzung schien noch einigen Widerstand leisten zu wollen; allein mein Großvater war ein alter Soldat, und ein Irländer dazu, der sich nicht so leicht zurück schlagen ließ, besonders wenn er bereits in die Festung eingedrungen war. Er beschwachte also den Wirth *), küßte seine Frau, kitzelte seine Tochter und griff dem Schenk mädchen an das Kinn; und Alle kamen darin überein, daß es doch Jammer schade und noch dazu eine wahre Sünde seyn würde, einen so fecken Dragoner auf die Straße zu werfen. So hielten sie denn eine Berathung, d. h.: mein Großvater und die Wirthinn, und man kam endlich dahin überein, ihm ein altes Zimmer zu geben, das seit einiger Zeit verschlossen gewesen war.

„Man sagt, es spuke darin,“ flüsterte des Wirths

*) Im Originale steht: he blarneyed. Blarney ist nämlich der Schimpfnahme für alle Irländer, und das Verbum heißt also so viel als: den Irischen Dialect sprechen.

Tochter; „aber Ihr seyd ein fecker Dragoner, und habt gewiß keine Furcht vor Geistern.“

„Nicht im Geringsten!“ sagte mein Großvater, indem er ihr in die derbe Wange kniff. „Sollte ich aber doch von Geistern geplagt werden, so bin ich zu meiner Zeit auch am rothen Meere gewesen, und weiß eine sehr gute Art, sie zu bannen, mein Kind.“

Bei diesen Worten flüsterte er dem Mädchen etwas in's Ohr, worüber sie lachte, und ihm im Scherz eine Ohrfeige gab. Kurz, Niemand wußte besser mit den Weibern fertig zu werden, als mein Großvater.

Es dauerte nicht lange, so nahm er, wie er überall zu thun pflegte, vollständigen Besitz vom Hause, und tobte überall umher; bald in den Stall, um nach seinem Pferde, bald in die Küche, um nach seinem Abendessen zu sehen. Mit Jedem hatte er was zu thun, oder ihm etwas zu sagen; er rauchte mit den Holländern, trank mit den Deutschen, schlug den Wirth auf die Schulter, und trieb Poffen mit seiner Tochter und dem Schenk mädchen; und seit Alley Croker's *) Zeiten hatte man keinen solchen durchtriebenen Menschen gesehen. Der Wirth betrachtete ihn mit Verwunderung; des Wirths Tochter

*) Alley oder Ally (abgekürzt von Allison, als Vornahme) Croker, war eine, ihrer Galanterie wegen bekannte Dubliner Schönheit im Anfange des vorigen Jahrhunderts, deren Name noch durch mehrere Volksgefänge verewigt ist. übers.

senkte den Kopf und sicherte, sobald er nahe kam; und wenn er so den Gang hinunter schritt mit dem Degen, der ihm nachschleppte, so sahen ihm die Mädchen nach, und flüsteren einander zu: „Was das für ein netter Mensch ist!“

Bei dem Abendessen nahm mein Großvater die oberste Stelle ein, als ob er hier zu Hause wäre; legte Jedem vor, sich selbst nicht zu vergessen, sprach mit Jedem, er mochte seine Sprache verstehen oder nicht, und wußte sich sogar bey dem reichen Bürger von Antwerpen einzuschmeicheln, den man in seinem Leben noch gegen Niemand vertraulich gesehen hatte. Kurz, er lehrte die ganze Wirthschaft um, und gab ihr einen solchen Schwung, daß selbst das Haus davon zu wanken anfing. Er saß länger bey Tische als alle Andern, den kleinen Branntweinbrenner von Schiedam ausgenommen, der lange Zeit in sich gekehrt zu bleiben pflegte, bis er losbrach; aber dann war er auch der eingesseichte Teufel. Er faßte eine gewaltige Zuneigung zu meinem Großvater, und so saßen sie denn und tranken und rauchten, erzählten einander Geschichten, sangen Holländische und Irändische Lieder, ohne daß der Eine von dem ein Wort verstanden hätte, was der Andere sang, bis der kleine Holländer in seinem eigenen Wachholder-Branntwein mit Wasser untergegangen war und zu Bett gebracht werden mußte, wobey er fortwährend aufschluckte, und den Refrain eines gemeinen Holländischen Liebesliedes sang.

Meinem Großvater wurde endlich seine Wohnung

angewiesen und er eine große Treppe hinauf geführt, die aus einer Last von Holz zusammen gezimmert war, so wie durch lange, unabsehbare Gänge, welche mit verschwärzten Bildern von Fischen, Früchten und Wild und ländlichen Lustbarkeiten, von großen Küchen und stattlichen Bürgermeistern behangen waren, wie man sie in den Allfränkischen, Flamländischen Gasthöfen zu sehen pflegt, — bis er endlich sein Zimmer erreichte. Es war eine altväterische Stube, mit allem möglichen Plunder angefüllt. Sie hatte ganz das Ansehen eines Hospitals für invalide und, ausgediente Möbel, wohin alles Kranke oder Dienstunfähige geschickt wurde, um entweder lebenslänglich gepflegt oder vergessen zu werden. Auch hätte man sie für einen allgemeinen Versammlungsort aller, rechtmäßigen Mobilien halten können, wo jede Gattung und jedes Land seinen Repräsentanten hatte. Es gab hier nicht zwey Stühle, die einander ähnlich gewesen wären. Hier sah man hohe und niedrige Lehnen, lederne und gewirkte Sitze und Strohsitze, und gar keine Sitze, und zerbrochene Marmortische mit künstlich geschnitzten Beinen, welche Kugeln in den Klauen hielten, als ob sie Kegel spielen wollten.

Mein Großvater machte, als er eintrat, eine Verbeugung gegen diese bunte Versammlung, entkleidete sich, und setzte dann sein Licht in den Kamin, wobey er die Feuerzange um Verzeihung bath, welche in der Ecke des Kamins der Feuerschaufel

den Hof zu machen und ihr allerhand verliebter Unsinn in das Ohr zu flüstern schien.

Die übrigen Gäste lagen jetzt bereits in tiefem Schlaf; denn die Mynheers sind gewaltige Schläfer. Die Hausmädchen krochen, eine nach der andern, gähmend zu ihrer Dachstube hinauf, und es gab diese Nacht gewiß keinen Weiberkopf im Gasthose, der nicht von dem fecken Dragoner geträumt hätte.

Mein Großvater begab sich ebenfalls zu Bett, und zog den großen Daunensack über sich, worunter man in den Niederlanden die Leute zu erstickern pflegt; und so lag er denn, zwischen zwey Federbetten zerschmelzend, wie eine Sardelle zwischen zwey Schnitten Butterbrot. Er war ein Mann von feuriger Art, und dieses Schwitzbad brachte ihn beynah außer sich. Es dauerte nicht lange, so glaubte er, daß ihn eine ganze Legion kleiner Teufel zwicke, und das Blut in allen seinen Adern war in einer Fieberhitze.

Er lag indessen still, bis Alles im Hause ruhig geworden war, und man nichts mehr hörte, als das Schnarchen der Mynheers aus den verschiedenen Zimmern, welche einander in allen möglichen Tönen und Cadenzen, wie die Frösche im Moraste, antworteten. Je ruhiger es im Hause wurde, desto unruhiger wurde mein Großvater. Er wurde wärmer und immer wärmer, bis es ihm am Ende im Bette zu heiß wurde, als daß er länger darin hätte aushalten können.

„Vielleicht hatte das Mädchen es zu sehr gewärmt?“ sagte der fragelustige Herr neugierig.

„Ich glaube, gerade das Gegentheil,“ erwiderte der Irländer. — „Doch, dem sey wie ihm wolle, es ward zu heiß für meinen Großvater.“

„Wahrhaftig, das ertrag' ich nicht länger,“ sagte er. Und damit sprang er aus dem Bette, und fing an im Hause umherzuwandeln.

„Und wozu das?“ sagte der fragelustige Herr. Nun, um sich abzukühlen, — oder vielleicht, um ein behaglicheres Bett aufzusuchen — oder vielleicht — nun, es kommt nichts darauf an, wornach er ging; — er hat es wenigstens nie gesagt, — und es nützt zu nichts, daß wir die Zeit mit Vermuthungen verlieren.

Nun, mein Großvater war eine Weile aus seinem Zimmer entfernt gewesen, kam vollkommen abgekühlt zurück, und hatte so eben die Thür erreicht, als er innen ein sonderbares Geräusch vernahm. Er blieb stehen und horchte. Es war, als ob jemand, dem Asthma zum Trost, ein Lied brummte. Es fiel ihm ein, daß man gesagt hatte, es spuckte im Zimmer; da er aber keinen Glauben an Geister hatte, so öffnete er leise die Thür, und blickte in das Zimmer.

Hier sah er ein Treiben, das den heil. Antonius selbst in Verwunderung gesetzt haben würde. Bey dem Scheine des Feuers erblickte er einen bleichen, spitzgesichtigen Kerl, in einem langen flanellenen Rocke und einer hohen, weißen Nachtmütze mit einer

Trodde! daran, der am Feuer, mit einem Blasebalge, statt des Dudessacks unter dem Arme, saß, aus dem er die asthmatischen Töne hervorpreßte, die meinen Großvater so beunruhigt hatten. Während er so spielte, schnitt er tausend sonderbare Gesichter, nickte mit dem Kopfe und wackelte dazu mit der Nachtmüze.

Meinem Großvater kam dieß sehr sonderbar und dreist vor, und er war im Begriff, zu fragen, wie er dazu komme, sein Blas-Instrument in einem fremden Zimmer zu spielen, als eine neue Erscheinung ihn in Verwunderung setzte. An der entgegengesetzten Seite des Zimmers gerieth plötzlich ein langlehniger krummbeiniger Stuhl, mit Leder überzogen, und überall sehr abenteuerlich mit messingenen Nägeln beschlagen, in Bewegung, streckte erst einen Klauenfuß, dann einen krummen Arm aus, bewegte dann ein Bein, und glitt nun sehr zierlich zu einem mit verschossenem Brokat überzogenen Lehnstuhl, der ein Loch im Sitze hatte, hin, und forderte ihn zu einer Geister-Menuett auf.

Der Musikant spielte nun immer gewaltiger, und bewegte den Kopf und die Nachtmüze, als ob er toll geworden wäre. Nach und nach schien die Tanzwuth auch alle übrigen Möbel zu ergreifen. Die altväterischen, langlehnigen Stühle stellten sich in Paare und führten einen Contre-Tanz auf; ein dreybeiniger Stuhl tanzte einen Matrosentanz *), ob-

*) Hornpipe.

gleich ihm das überzählige Wein dabey gewaltig im Wege war, und die verliebte Feuerzange faßte die Schaufel um den Leib, und drehte sie im raschen Walzer umher. Kurz, sämtliche Mobilien kamen in Bewegung: Balance, Kreuz, Ronde rechts und links, wurden gemacht, wie besessen; Alles tanzte, mit Ausnahme einer großen Kleiderkommode, die, wie eine alte Dame, in der Ecke stehen blieb, und nach der Musik Knire machte, weil sie zu schwerfällig zum Tanze war, oder vielleicht auch deswegen, weil sie Niemand aufforderte.

Meinem Großvater schien das Letztere besonders wahrscheinlich, und da er, wie ein wahrer Irländer, ein besonderer Verehrer des schönen Geschlechts und jederzeit zu einem Spasß aufgelegt war, so sprang er in das Zimmer, rief dem Musfanten zu, Paddy O' Rafferty aufzuspielen, lief auf die Kommode los, und nahm sie bey den Griffen, um sie zum Tanz zu führen; aber huch! war die ganze Lustbarkeit zu Ende. Die Stühle, Tische, Zange und Schaufel standen in einem Augenblick so ruhig an ihren Plätzen, als ob nichts vorgefallen wäre, und der Musfant fuhr in den Schornstein hinauf, und ließ den Blasebalg in der Eil zurück. Mein Großvater aber fand sich auf einmahl in der Mitte der Stube auf dem Boden, die Kommode weit offen vor ihm, und die beyden Griffe abgebrochen in seinen Händen.

„Das war am Ende ein bloßer Traum!“ sagte der fragelustige Herr.

Den Teufel auch! erwiederte der Irländer. Wie gab es etwas, das mehr Wirklichkeit gewesen wäre. Wahrhaftig, ich hätte Den sehen wollen, der meinem Großvater gesagt hätte, es sey ein Traum gewesen!

Da nun die Kommode ziemlich schwer war, und mein Großvater auch, besonders von der Rückseite, so kann man leicht denken, daß, wenn zwey solche Massen zu Boden fielen, es einigen Lärm verursacht haben mußte. In der That zitterte das ganze Haus, als ob es ein Erdbeben gespürt hätte. Die sämmtliche Besatzung gerieth in Aufruhr. Der Wirth, welcher unten schlief, kam eilig mit einem Licht heraufgelaufen, um sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen; aber seiner Hast ungeachtet, war seine Tochter doch früher auf dem Schauplaze des Tumults gewesen, als er. Dem Wirth folgte die Wirthin, dieser die dralle Schenkjungfer, und dieser wieder die zimperigen Hausmädchen, die alle, so gut sie konnten, die Kleidungsstücke zusammenhielten, die ihnen zuerst in die Hände gefallen waren; alle aber gewaltige Eil hatten, zu sehen, was denn eigentlich in der Stube des kecken Dragoners vorgehe.

Mein Großvater erzählte den wunderbaren Auftritt, von dem er Zeuge gewesen war, und die abgebrochenen Griffe der daliegenden Kommode dienten zur Bekräftigung der Wahrheit der Sache. Gegen ein solches Zeugniß war nichts einzuwenden, besonders wenn man es mit einem Menschen von meines Großvaters Art zu thun hätte, der wohl

im Stande zu seyn schien, jedes seiner Worte durch den Degen oder den Schillelah zu bekräftigen *). Der Wirth kratzte sich im Kopfe, und sah sehr albern aus, wie er zu thun pflegte, wenn er in Verlegenheit war. Die Wirthinn kratzte, — doch nein; sie kratzte sich nicht am Kopfe, sondern sie machte ein finsternes Gesicht, und schien mit der Erklärung nicht so ganz befriedigt zu seyn. Die Tochter der Wirthinn bekräftigte sie indessen, und sagte, sie erinnere sich, daß der Letzte, der diese Zimmer bewohnt habe, ein berühmter Gaukler gewesen, welcher am St. Veit'stanze gestorben sey, und wahrscheinlich die sämtlichen Möbeln damit angestellt habe.

Dies klärte die ganze Sache auf, besonders da die Hausmädchen versicherten, daß sie seltsame Sachen in diesem Zimmer hätten vorgehen sehen, und da sie dieß sämtlich „bey ihrer Ehre“ versicherten, so konnte wohl kein Zweifel mehr darüber obwalten.

„Und legte sich Ihr Großvater wieder in diesem Zimmer zu Bett?“ sagte der fragelustige Herr.

Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen. Wo er den übrigen Theil der Nacht zubrachte, ist ein Geheimniß, worüber er nie Aufschluß gegeben hat.

*) Ein Schillelah ist ein Knüttel von Eichenholz, ohne welchen die Bauern in Irland nie ausgehen, und der sehr oft zur tödtlichen Waffe wird. Ein guter Schillelah vererbt sich oft, durch mehrere Geschlechter, vom Vater auf den Sohn, und wird überhaupt so hoch gehalten, daß ein Irländer fast eher sein Leben, als seinen Schillelah lassen würde. U b e r s.

Auch war er, obgleich ein dienstfahrener Mann, nur sehr schlecht in der Geographie bewandert, und verirrete sich zuweilen wohl, wenn er des Nachts in den Gasshöfen umher ging, auf eine Art, daß es ihn in nicht geringe Verlegenheit gesetzt haben würde, wenn er am Morgen darüber hätte Auskunft geben sollen.

„War er denn ein Nachtwandler?“ sagte der schlaue Herr.

Nicht, das ich wüßte.

Nach diesem langen Trischen Roman entstand eine kleine Pause, worauf der Herr mit dem verfallenen Kopfe bemerkte, daß die Geschichten, die bisher erzählt worden wären, sämmtlich eine komische Richtung hätten. „Ich erinnere mich indessen,“ sagte er, „eines Abenteuers, das ich während meines Aufenthalts in Paris erzählen gehört habe, für dessen Wahrheit ich bürgen kann, und das von sehr ernster und sonderbarer Art ist.“

Das Abenteuer des Deutschen Studenten.

In den unruhigen Zeiten der Französischen Revolution kehrte, an einem stürmischen Abend, ein junger Deutscher, sehr spät, durch den alten Theil von Paris nach seiner Wohnung zurück. Die Blitze leuchteten, laute Donnerschläge hallten durch die hohen, engen Straßen, — doch, ich muß Ihnen erst etwas von dem jungen Deutschen selbst erzählen.

Gottfried Wolfgang war ein junger Mann aus einer guten Familie. Er hatte einige Zeit in Göttingen studiert, war aber, da er überhaupt ein schwärmerisches und begeistertes Gemüth hatte, tief in die sonderbaren und grübelhaften Lehren hineingerathen, welche so oft den Deutschen Studenten den Kopf verwirren. Sein abgeschiedenes Leben, sein angestrongter Fleiß und die eigenthümliche Beschaffenheit seines Studiums hatten eine große Wirkung, sowohl auf seinen Geist, als auf seinen Körper, hervorgebracht. Er hatte sich in phantastische Grübeleien über geistige Wesen eingelassen, bis er, wie Swedenborg, sich eine eigene übersinnliche Welt um sich her geschaffen hatte. So hatte er sich auch in den Kopf gesetzt, ich weiß nicht warum, daß ein böses Geschick über ihn walte, ein böser Dämon oder Geist, der ihn zu verstricken und sein Verderben herbeizuführen trachte. Dieser Gedanke, welcher auf seine melancholische Gemüthsart wirkte, hatte den traurigsten Einfluß auf ihn. Er zehrte ab und ward tiefsinnig. Seine Freunde entdeckten bald die Geisteskrankheit, die ihn quälte, und entschieden sich dahin, daß das beste Heilverfahren eine Veränderung des Aufenthalts sey, und so ward er denn nach Paris geschickt, um im Glanze und der Fröhlichkeit dieser Stadt seine Studien zu vollenden.

Wolfgang langte gerade beym Ausbruche der Revolution in Paris an. Die Geistesverwirrung des Volks ergriff anfangs auch sein entflammtes Gemüth, und die politischen und philosophischen Theo-

rien des Tages zogen ihn nicht wenig an; die Blutauftritte, welche ihnen folgten, empörten indessen sein Gefühl, verletzten ihm die menschliche Gesellschaft und die Welt, und machten ihn nur immer mehr zum Einsiedler. Er schloß sich in ein einsames Zimmer im Pays latin, dem Viertel der Studenten, ein. Hier verfolgte er in einer finstern Straße, nicht weit von den Mönchsmauern der Sorbonne, seine Lieblings-Grübeleien. Zuweilen brachte er mehrere Stunden hinter einander in den Bibliotheken von Paris, diesen Katakomben abgeschiedener Autoren, zu, und wühlte unter ihren Stößen bestaubter und verschollener Werke nach Nahrung für seine unnatürliche Wißbegierde. Er war gewisser Maßen ein gelehrter Bielsraß, der im Weinhaufe verweseter Literatur sich nährte.

Wolfgang war, obgleich eingezogen und abgeschieden, doch von feuriger Gemüthsart, die aber eine Zeitlang allein auf seine Einbildungskraft wirkte. Er war zu schüchtern und kannte die Welt zu wenig, um sich den Schönen zu nähern; allein er war ein leidenschaftlicher Bewunderer weiblicher Schönheit, verlor sich in seinem einsamen Zimmer sehr oft in Träumereyen über Gestalten und Gesichter, die er gesehen hatte, und seine Einbildungskraft schmückte sich dann Bilder des Reiches aus, welche alle Wirklichkeit weit überstiegen.

Während sein Geist sich in diesem erregten und verückten Zustande befand, hatte er einen Traum, welcher eine außerordentliche Wirkung auf ihn her-

vorbrachte. Ihm träumte, er sehe ein weibliches Gesicht von überschwänglicher Schönheit, und der Eindruck dieses Bildes war so stark, daß er immer wieder davon träumte. Es lebte bey Tage in seinen Gedanken; es erfüllte ihn Nachts im Schlummer, und er verliebte sich endlich auf das leidenschaftlichste in dieses Traumbild.

Dies dauerte so lange, daß es einer der festen Gedanken wurde, welche die Gemüther melancholischer Leute beunruhigen, und welche man zuweilen fälschlich für Verrücktheit ansieht.

So war Gottfried Wolfgang und sein Zustand zu der erwähnten Zeit beschaffen. Er kehrte, an einem stürmischen Abend spät durch einige der alten und finstern Straßen des Marais, des alten Theiles von Paris, zurück. Die lauten Donnerschläge hallten zwischen den hohen Häusern der engen Straßen wieder. So kam er nach dem Place de Grève, dem Plage, wo die öffentlichen Hinrichtungen vollzogen werden. Der Blick zuckte um die Ginnen des alten Rathhauses, und erhellte von Zeit zu Zeit flüchtig den freyen Platz vor demselben. Als Wolfgang quer über den Platz ging, schauderte er zurück, sich dicht bey der Guillotine zu befinden. Das Reich des Schreckens hatte damahls seine größte Höhe erreicht; das furchtbare Werkzeug des Todes stand immer bereit, und sein Gerüst war fortdauernd mit dem Blute der Tugendhaften und Edlen überschwemmt. Noch an diesem Tage war es eifrig thätig bey der Blutarbeit gewesen, und stand jetzt, in seiner ganzen Gräßlich-

leit, mitten in einer schweigenden und ruhenden Stadt, da, neue Opfer erwartend.

Wolfgang's Herz sank, und er wendete sich schauernd von dem furchtbaren Werkzeuge ab, als er eine Schattengestalt, gleichsam zusammen gehockt, am Fuße der Stufen, welche zum Gerüste hinauf führten, sitzen sah. Mehrere helle Blitze hintereinander zeigten ihm die Erscheinung noch deutlicher. Es war eine weibliche Gestalt, schwarz gekleidet. Sie saß auf einer der untern Stufen des Gerüsts, vorwärts gebeugt, ihr Haupt in ihrem Schooße verborgen, ihr langes, aufgelöstes Haar auf den Boden herabhängend, und ganz durchnäßt von dem Regen, der in Strömen fiel. Wolfgang blieb stehen. Es lag etwas Furchtbares in diesem einsamen Denkmale des Schmerzes. Das Frauentzimmer gehörte, seinem Äußern nach, nicht zum gemeinen Stande. Er wußte, daß dieß Zeiten voll von Wechsel-Ereignissen waren, und daß manches Haupt, welches sonst auf Daunen geruht, jetzt ohne Obdach umherirre. Vielleicht war dieß eine unglückliche Trauernde, die das furchtbare Beil zur Verlassenen gemacht hatte, und die, mit gebrochenem Herzen, am Strande des Lebens saß, von welchem Alles, was ihr theuer, in das Meer der Ewigkeit hinübergegangen war.

Er näherte sich ihr und redete sie im Tone des Mitgeföhls an. Sie erhob das Haupt und starrte wild auf ihn hin. Wie groß war sein Erstannen, als er bey dem hellen Leuchten des Blizes das

Gesicht erblickte, welches ihn in seinem Traume so verfolgt hatte! Es war bleich und schmerzenvoll, aber entzückend schön.

Zitternd vor gewaltigen und mit einander streitenden Empfindungen redete Wolfgang abermahls zu ihr. Er äußerte etwas darüber, daß sie in so später Nacht und der Wuth eines solchen Unwetters sich aussetze, und erboth sich, sie zu ihren Freunden zu begleiten. Sie deutete mit einer furchtbar sprechenden Gebärde auf die Guillotine.

„Ich habe keinen Freund auf Erden!“ sagte sie.

„Aber doch eine Heimath,“ sagte Wolfgang.

„Ja, — im Grabe!“

Das Herz des Studenten wollte bey diesen Worten brechen.

„Wenn ein Fremder,“ sagte er, „ohne Gefahr der Mißdeutung, Ihnen ein Anerbiethen machen darf, so würde ich Ihnen meine schlechte Wohnung als einen Zufluchtsort, und mich selbst als einen treuen Freund anbieten. Ich selbst bin freudlos in Paris, und ein Fremder; kann Ihnen aber mein Leben nützen, so steht es Ihnen zu Diensten, und ich werde es gern aufopfern, um Sie vor allen Beleidigungen oder Unwürdigkeiten zu schützen.“

Es lag eine gewisse rechtliche Aufrichtigkeit in dem Wesen des jungen Mannes, welche nicht ohne Wirkung blieb. Auch seine fremde Sprache zeugte zu seinen Gunsten, und davon, daß er kein eingebürgertter Bewohner von Paris sey. In der That liegt in der wahren Begeisterung eine Beredsamkeit, die

Keinen Zweifel zuläßt. Die heimathlose Fremde vertraute sich unbedingt dem Schutze des Studenten.

Er unterstützte die Wankende, als sie über den Pont-neuf und bey dem Plage vorübergingen, wo Heinrich des Vierten Bildsäule von dem Volke umgestürzt worden war. Das Unwetter hatte nachgelassen, und der Donner rollte nur noch in der Entfernung. Ganz Paris war still; dieser große Vulkan der menschlichen Leidenschaften ruhte eine Weile, um zum Ausbruche des nächsten Tages neue Kräfte zu sammeln. Der Student führte seinen Schützling durch die alten Straßen des Pays latin und an den finstern Wänden der Sorbonne hin, nach dem großen, täucherigen Hotel, welches er bewohnte. Die alte Portièrè, welche sie einließ, war starr vor Erstaunen über den ungewöhnlichen Anblick, den melancholischen Wolfgang mit einer Begleiterinn kommen zu sehen.

Als man das Zimmer betrat, erröthete der Student zum ersten Mahle über die Armslichkeit und schlechte Beschaffenheit seiner Wohnung. Er hatte nur ein Zimmer, — einen Altfränkischen Saal, der mit schwerem und abenteuerlichem Schnitzwerk, den Überbleibseln früherer Pracht, verziert war; denn es war eines von den Hotels in dem Viertel des Palastes Luxemburg, welches einst einem Adelligen gehört hatte. Es lag voll von Büchern und Papieren und all den gewöhnlichen Umgebungen eines Studenten, und sein Bett stand in einer Nische an einem Ende.

Als Licht gebracht wurde, und Wolfgang die Fremde genauer betrachten konnte, fühlte er sich mehr als je von ihrer Schönheit hingerissen. Ihr Gesicht war bleich, aber von blendender Weiße, und trat, gehoben durch das üppige, rabenschwarze Haar, welches in reichen Locken darum hing, noch mehr hervor. Ihre Augen waren groß und feurig, es lag ein sonderbarer Ausdruck darin, der beynah an Wildheit gränzte. So viel ihre schwarze Kleidung von ihrem Körperbaue zu sehen erlaubte, so war dieser vollkommen ebenmäßig. Ihr ganzes Außere war ungemein auffallend, obgleich sie auf das Einfachste gekleidet war.

Das einzige schmuckähnliche, was sie an sich hatte, war ein breites, schwarzes Band, welches sie um den Hals trug, und das mit einem Schlosse von Diamanten befestigt war.

Der Student gerieth jetzt in Verlegenheit, was er mit dem hilflosen Wesen, das sich seinem Schutze anvertraut hatte, beginnen sollte. Er dachte daran, ihr sein Zimmer zu überlassen, und anderwärts ein Unterkommen zu suchen. Allein ihre Reize hatten ihn so entzückt, es schien ein solcher Zauber seine Gedanken und Sinne befangen zu haben, daß er sich nicht aus ihrer Nähe entfernen konnte. Auch ihr Benehmen war sonderbar und unerklärlich. Sie sprach nicht mehr von der Guillotine. Ihr Schmerz hatte sich gemildert. Die Aufmerksamkeiten des Studenten hatten anfangs ihr Vertrauen, und dann, wie es schien, ihr Herz gewonnen. Sie war augen-

scheinlich eine Enthusiastin, wie er selbst, und Enthusiasten verstehen sich bald.

In der Begeisterung des Augenblicks gestand ihr Wolfgang seine Leidenschaft. Er erzählte ihr die Geschichte seines geheimnißvollen Traums, und wie sie sein Herz besessen, noch ehe er sie gesehen. Seine Erzählung schien sie sonderbar zu ergreifen, und sie gestand ihm, daß sie eine eben so unerklärliche Hinnneigung zu ihm gefühlt habe. Es war die Zeit ungebundener Theorie und leidenschaftlicher Handlung. Alle Vorurtheile und aller Aberglauben sollten verbannt seyn; Alles stand unter dem Reich der „Göttin der Vernunft.“ Unter anderem Plunder alter Zeiten fing man auch die Formen und Feyerlichkeiten der Ehe als überflüssige Bande für edle Gemüther zu betrachten an. Gesellschaftsverträge waren an der Tagesordnung. Wolfgang war zu sehr Theoretiker, um nicht von den freysinnigen Lehren des Tages angesteckt worden zu seyn.

„Warum sollen wir uns trennen?“ sagte er: „unsere Herzen sind eins; in den Augen der Ehre und der Vernunft sind wir vereinigt. Was bedarf es der gemeinen Formen, hochgestimmte Gemüther mit einander zu verbinden?“

Die Fremde hörte ihm mit Bewegung zu; sie hatte offenbar in derselben Schule ihre Erleuchtung empfangen.

„Sie haben weder Heimath, noch Familie,“ fuhr er fort; „lassen Sie mich Ihnen Alles, oder vielmehr lassen Sie uns einander Alles seyn. Wenn die

Form nöthig ist, so soll sie beobachtet werden; — darauf haben Sie meine Hand. Ich gehöre Ihnen auf immer.“

„Auf immer?“ sagte die Fremde feyerlich.

„Auf immer!“ wiederholte Wolfgang.

Die Fremde schloß die ihr dargebothene Hand in die ihrigen. „So bin ich die Ihre,“ kispelte sie, und sank an seine Brust.

Am nächsten Morgen verließ der Student seine Braut noch schlafend, und ging schon früh aus, um eine geräumigere, seiner jetzigen veränderten Lage angemessene Wohnung zu suchen. Als er zurückkehrte, fand er die Fremde mit dem Kopfe über das Bett hängend, und einen Arm darüber gestreckt liegen. Er redete sie an, erhielt aber keine Antwort. Er näherte sich ihr, sie aus ihrer unbequemen Stellung zu wecken. Er ergriff ihre Hand, sie war kalt; — er fühlte keinen Puls, — ihr Gesicht war bleich und geisterähnlich, — kurz, sie war eine Leiche.

Vor Schrecken außer sich, brachte er das Haus in Bewegung. Alles gerieth in Verwirrung. Man sendete nach der Polizey. Als der Polizey-Beamte hereintrat, fuhr er, beym ersten Blick auf die Leiche, voll Schrecken zurück.

„Gerechter Himmel!“ rief er aus, „wie kam dieses Frauenzimmer hierher?“

„Wissen Sie etwas von ihr?“ sagte Wolfgang hastig.

„Oh ich etwas weiß!“ rief der Polizey-Beamte; „gestern ist sie guillotiniert worden!“

Er trat näher, löste das schwarze Band vom Halse der Leiche ab, und das Haupt rollte auf den Boden!

Der Student gerieth außer sich. „Der Feind! der Feind hat mich in seiner Gewalt!“ kreischte er; „ich bin auf ewig verloren!“

Man suchte ihn zu beruhigen; aber vergebens. Der furchtbare Glaube, daß ein böser Geist den todtten Körper belebt habe, um ihn in die Falle zu locken, hatte sich seiner bemächtigt. Er verlor den Verstand, und starb in einem Irrenhause.

Damit endigte der alte Herr mit dem Gespenstertopfe seine Erzählung.

„Und ist dieß wirklich eine Thatsache?“ sagte der fragelustige Herr.

„Eine unbezweifelte Thatsache,“ erwiderte der Andere. „Ich habe sie aus der allerbesten Quelle; der Student selbst hat sie mir erzählt. Ich sah ihn in einem Irrenhause in Paris *).“

Das Abenteuer mit dem geheimnißvollen Bilde.

Da eine Geschichte der Art immer wieder eine andere erzeugt, und da die ganze Gesellschaft von

*) Der letzte Theil der obigen Geschichte gründet sich auf eine Anekdote, die man mir erzählt hat, und die irgendo im Französischen gedruckt vorhanden seyn soll. Ich habe nie das Buch erhalten können. D. r. f.

dem Gegenstande völlig eingenommen und sehr dazu geneigt schien, alle ihre Verwandten und Vorfahren auf die Bahn zu bringen; so ist nicht füglich zu bestimmen, wie viele sonderbare Abenteuer wir noch hätten hören müssen, wenn nicht ein fetter alter Fuchsjäger, der die Zeit über ganz ruhig geschlafen hatte, jetzt plötzlich mit einem lauten, langgezogenen Gähnen erwacht wäre. Dieser Ton zerstörte den Zauber; die Geister flohen, als ob sie das Hahngeschrey gehört hätten, und es entstand ein allgemeiner Ausbruch zu Bett.

„Und nun geht's nach dem Spukzimmer,“ sagte der Frische Hauptmann, indem er ein Licht nahm.

„Ja, wer ist denn nun der Held dieser Nacht?“ sagte der Herr mit dem verfallenen Kopf.

„Das werden wir am Morgen sehen,“ sagte der alte Herr mit der beweglichen Nase; „wer bleich und geisterhaft aussieht, der hat den Geist gesehen.“

„Nun, meine Herren,“ sagte der Baronet; „gar manche ernsthafte Sachen werden im Scherz gesagt, — in der That, Einer von Ihnen wird die Nacht in dem Zimmer zubringen müssen.“

Wie, ein Spukzimmer? — ein Spukzimmer? — Ich will das Abenteuer bestehen, — ich, — ich — ich! so sagte ein Duzend von Gästen, die Alle zu gleicher Zeit sprachen und lachten.

„Nein, nein,“ sagte der Wirth; „es ist ein Geheimniß mit einem meiner Zimmer verknüpft, worüber ich wohl die Herren auf die Probe stellen möchte; — und so, meine Herren, soll denn Niemand von

Ihnen wissen, wer das Spukzimmer bekommen hat, bis die Umstände dieses entdecken. Ich selbst will nicht einmahl etwas davon wissen, sondern die Sache ganz dem Zufall und der Vertheilung der Haushälterinn überlassen. Indessen will ich, wenn Ihnen dieses einige Genugthuung gewähren kann, zur Ehre meines väterlichen Hauses bemerken, daß es beynahе kein Zimmer darin gibt, welches nicht werth wäre, daß es darin sprüke.“

Wir trennten uns nun, um schlafen zu gehen, und Jeder begab sich in das ihm angewiesene Zimmer. Das meinige lag in einem Flügel des Gebäudes, und ich mußte unwillkührlich über die Ähnlichkeit desselben, in Hinsicht auf die Verzierung, mit allen den verhängnißvollen Zimmern, welche in den Erzählungen bey unserer Abendtafel vorgekommen waren, lächeln. Es war geräumig und düster, und mit pechschwarzen Bildern behangen; ein Himmelbett von altem Damast, groß genug, um ein Prunklager zu schmücken, und eine Anzahl sehr schwerer Altfränkischer Möbel, standen darin. Ich rückte mir einen großen, mit Klauenfüßen versehenen Lehnstuhl vor den gewaltigen Kamin, schürte das Feuer auf, blickte hinein, und dachte über die seltsamen Geschichten nach, die ich gehört hatte, bis ich, theils von den Anstrengungen der Jagd, theils von dem Wein und Wohlleben, das ich bey unserm Wirthe genossen, überwältigt, in meinem Stuhl einschlies.

Das Unbequeme meiner Lage machte, daß mein Schlummer sehr unruhig war, und alle möglichen

wilden und furchtbaren Träume mich beängstigten. Das ganze Mittags- und Abendessen gerieth in offene Empörung gegen mich. Ein fetter Hammelbraten wälzte sich hefenartig auf mich; ein Plumpudding lag wie Blei auf meinem Gewissen; das Brustbein eines Kapauns erfüllte mich mit schrecklichen Gedanken, und eine geröstete Truthahnskeule schritt in allen möglichen Teufelsgestalten vor meiner Einbildungskraft vorüber. Kurz, der Alp drückte mich auf das heftigste. Irgend ein sonderbares, unbestimmtes Unheil, das ich nicht abwenden konnte, schien mich zu bedrohen; es war etwas Schreckliches und Widriges, das ich nicht von mir abwälzen konnte. Ich wußte, daß ich schlief, und suchte mich zu ermuntern; aber jede Anstrengung vermehrte nur das Übel, bis ich endlich hoch aufathmend, kämpfend und beynahe mit dem Gefühl des Erwürgtwerdens, plötzlich von meinem Stuhl gerade aufsprang und so erwachte.

Das Licht auf dem Kaminvorsprunge war heruntergebrannt, der Docht hatte sich getheilt, und das herabgelaufene Wachs hatte an der Seite nach mir zu einen großen Zacken gebildet *). Die so in Unordnung gerathene Kerze gab eine flackernde, breite Flamme von sich, und warf ein starkes Licht auf ein Bild über dem Kamin, das ich bis jetzt noch nicht bemerkt hatte. Dieses Bild stellte bloß einen Kopf, oder vielmehr ein Gesicht vor, das mich unverrückt

*) A winding-sheet, Todtenhemde, wie man es in England nennt. übers.

anzustarren schien, und zwar mit einem Ausdrucke, der mich auf das äußerste erregte. Das Bild war ohne Rahmen, und ich konnte mich bey dem ersten Anblick kaum überreden, daß es nicht ein lebendiges Gesicht sey, welches aus dem dunklen eichenen Gefäß hervorblicke. Ich saß in meinem Stuhl und betrachtete es, und je länger ich es ansah, desto mehr beunruhigte es mich. Noch nie hatte ein Bild einen solchen Eindruck auf mich gemacht. Die Bewegungen, welche es in mir hervorbrachte, waren seltsam und unbestimmt. Sie glichen ungefähr denen, welche man den Augen der Basilisken zuschreibt, oder der geheimnißvollen bezaubernden Kraft, welche manche Würmer haben sollen. Ich fuhr mehrere Mal mit der Hand über die Augen, als ob ich das Blendwerk damit von mir wegschieben wollte; — aber vergebens. Meine Augen wendeten sich sogleich wieder auf das Bild, und seine erkaltende, langsam anschleichende Wirkung auf mein Fleisch und Blut hatte sich dadurch nur verdoppelt. Ich sah auf andere Bilder im Zimmer, sowohl um meine Aufmerksamkeit von diesem abzuwenden, als um zu sehen, ob sie denselben Eindruck auf mich hervorbringen würden. Einige davon waren furchtbar genug dazu, wenn die bloße Furchtbarkeit eines Bildes es gethan hätte. — Aber nein, mein Auge glitt über alle mit der vollkommensten Gleichgültigkeit hin; kaum aber kehrte es zu diesem Gesicht über dem Kamin zurück, so war es, als ob ich einen electrischen Schlag durch den ganzen Körper gefühlt hätte. Die andern Bilder waren unbestimmt

und verblühen, dieses aber trat aus dem einfachen, schwarzen Grunde auf das stärkste und mit einer wunderbaren Wahrheit der Färbung hervor. Der Ausdruck, welcher darin lag, war der des Todeskampfes, — des Kampfes inneren, körperlichen Schmerzes; allein es lag etwas Drohendes in der Miene, und einige Blutstropfen vermehrten noch die Gräßlichkeit desselben. Diese besondern Umstände waren es indessen nicht, welche meine Gefühle so in Aufruhr brachten; was das Bild in mir erregte, war ein Seelenschauer und ein gewisser unergründlicher Abscheu.

Ich suchte mich zu überreden, daß dieses Alles nur Trug der Einbildungskraft, daß mein Gehirn durch die Dünste des Guten, das ich bey unserm Wirth genossen, und zum Theil auch durch die sonderbaren Erzählungen von Bildern, die bey dem Abendessen vorgekommen waren, eingenommen sey. Ich beschloß, diese Wolken von meinem Geiste wo möglich zu verschleichen, stand von dem Stuhl auf, ging im Zimmer umher, schnalzte mit den Fingern, machte mich über mich selbst lustig, ja, lachte überlaut. — Dieses Lachen war ein erzwungenes, und der Wiederhall in dem alten Zimmer klang höchst mistönend in mein Ohr. — Ich trat an das Fenster, und sah durch die Scheiben, ob ich etwas von der Gegend erkennen könnte. Es war pechfinster, der Sturm heulte draußen, und während ich so den Wind in den Bäumen brausen hörte, fiel mir in der Scheibe der Wiedererschein des verwünschten Gesichts in die Augen, als ob es von außen durch das Fenster hereinblickte.

Selbst dieser Widerschein machte, daß mir ein Schauer durch Mark und Bein ging.

Wie es anfangen, um dieses unangenehmen Nervenkrampfes (denn das war es jetzt nach meiner Überzeugung) Herr zu werden? Ich beschloß, mir Gewalt anzuthun, um das Bild nicht zu betrachten, sondern mich schnell zu entkleiden und zu Bett zu gehen. — Ich fing an, mich auszuziehen, konnte aber, aller Anstrengungen ungeachtet, mich nicht enthalten, dann und wann einen Blick auf das Bild zu werfen, und ein einziger Blick war jetzt hinlänglich, mich in Bewegung zu bringen. Selbst, wenn ich ihm den Rücken zuwendete, war der Gedanke, daß dieses sonderbare Gesicht hinter mir, mir über die Schultern blicke, mir unerträglich. Ich warf meine Kleider vollends ab, und eilte, in das Bett zu kommen; aber das Gesicht blickte mich immer an. Von meinem Bett aus konnte ich es ganz deutlich sehen, und war eine Zeitlang nicht im Stande, meine Augen davon abzuführen. Meine Nerven waren auf das furchtbarste gereizt. Ich löschte das Licht aus und suchte einzuschlafen; — alles vergebens. Das Feuer, das etwas aufglimmte, warf ein ungewisses Licht in das Zimmer, wobey jedoch die Gegend, wo das Bild hing, in tiefem Schatten blieb. Wie, dachte ich, ist dieß etwa das Zimmer, von dem unser Wirth sagte, es schwebt ein Geheimniß darüber? Ich hatte seine Worte nur für Scherz genommen; sollten sie etwa mehr zu bedeuten gehabt haben? Ich sah mich um. Das schwach beleuchtete Gemach hatte Alles, was

es zu einem Spukzimmer machen konnte. Meine gereizte Einbildungskraft ließ mich allerhand sonderbare Erscheinungen sehen; — die alten Bilder wurden immer bleicher und bleicher, immer schwärzer und schwärzer, und die Streiflichter und Schatten, welche auf die seltsamen Möbel fielen, gaben ihnen nur noch seltsamere Gestalt und Aussehen. — Ein großer, dunkler Kleiderschrank von alterthümlicher Form, reich mit Messing verziert und glänzend gebohnt, fing an, mir höchst ängstlich zu werden.

So bin ich denn wirklich, dachte ich bey mir selbst, der Held des Spukzimmers? Liegt wirklich ein Zauber auf mir, oder ist das Alles von dem Wirthe angelegt, um auf meine Kosten sich einen Scherz zu machen? — Der Gedanke, von meiner eigenen Einbildungskraft die ganze Nacht über gepeinigt worden zu seyn, und am nächsten Tage meiner hohlen Blicke wegen noch dazu geneckt zu werden, war unerträglich; aber selbst der Gedanke war schon hinlänglich, die Wirkung hervorzubringen, und mich noch nervenschwächer zu machen. — Oh! sagte ich, so kann die Sache doch nicht seyn. Wie könnte mein würdiger Wirth sich wohl einbilden, daß ich oder irgend Jemand anders, durch ein bloßes Bild sich so in Unruhe versetzen lassen würde? Meine eigene krankhafte Einbildungskraft ist es, die mich peinigt!

Ich drehte mich im Bette um, und legte mich bald auf diese, bald auf jene Seite, um einzuschlafen; aber Alles vergebens. Wenn man nicht in einer ruhigen Lage einschlafen kann, so erreicht man selten

durch das Umherwerfen den Zweck. Das Feuer verlösch allmählich und das Zimmer ward finster. Dennoch hatte ich immer den Gedanken, daß jenes unerklärliche Gesicht mich im Dunkeln ansähe, mich beobachtete; — ja, was noch ärger war, die Dunkelheit schien seine Schrecken noch zu vermehren. Es war, als ob ein unsichtbarer Feind Einem in der Nacht umschwebte. Statt eines Bildes, das mich peinigte, waren jetzt ihrer hundert da. Ich glaubte es nach allen Seiten zu sehen. Hier ist es, dacht' ich, und dort ist es! und dort! und starrt mit seinem furchtbaren und geheimnißvollen Ausdruck mich unnerwandt an! Nein, — wenn ich doch einmahl diesen sonderbaren und unglücklichen Einfluß fühlen soll, so will ich lieber einem einzelnen Feinde mich dreist entgegenstellen, als mich so von tausend Ebenbildern desselben verfolgen lassen!

Wer sich je in einem solchen Zustande der Nerven-Erregung befunden hat, wird wissen, daß, je länger er dauert, — er auch desto unbefiegbarer wird. Die Luft des Zimmers schien am Ende von der schrecklichen Gegenwart des Bildes erfüllt zu seyn. Ich glaubte, es über mir schweben zu sehen. Ich fühlte beynahe, wie das furchtbare Antlitz von der Mauer her meinem Gesicht immer näher kam, — wie es mich anzuhauen schien. Das ist nicht länger auszuhalten, sagte ich endlich, und sprang aus dem Bette; das ertrag' ich nicht länger! — ich wälze und werfe mich nun die ganze Nacht hier umher, mache mich selbst zum Gespenste und werde alles

Ernstes zu dem Helden des Spukzimmers. — Was auch die Folgen seyn mögen, so will ich dieses ver wünschte Zimmer verlassen, und anderswo meine Ruhestätte aufschlagen, — am Ende können sie mich doch nur auslachen, und das geschieht mir gewiß, wenn ich eine schlaflose Nacht zubringe, und am Morgen mit einem hohlen und verstörten Gesicht zum Vorschein komme.

Alles dieß murmelte ich halb vor mir hin, während ich hastig meine Kleider umwarf, aus dem Zimmer und die Treppe hinunter nach dem Besuchzimmer tappte. Hier gelang es mir, nachdem ich über zwey oder drey Möbel gestolpert war, ein Sopha zu erreichen, auf das ich mich hinstreckte, und worauf ich die Nacht zubringen beschloß. Sobald ich mich nicht mehr in der Nähe des sonderbaren Bildes befand, war es, als ob der Zauber gelöst sey. Es hatte alle seine Kraft verloren. Ich war jetzt sicher, daß es sein eigenes düsteres Zimmer nicht verlassen könne; denn ich hatte, mit einer gewissen instinctartigen Vorsicht, den Schlüssel umgedreht, als ich die Thür zumachte. Ich gelangte daher bald zu einem gewissen Zustand der Ruhe, aus diesem in eine Art von Betäubung, und fiel endlich in einen tiefen Schlaf, aus welchem ich nicht eher erwachte, als bis das Hausmädchen mit ihrem Besen und ihrem Morgenliede kam, das Zimmer in Ordnung zu bringen. Sie ruhte, als sie mich auf dem Sopha liegen sah; ich vermüthe indessen, daß Erscheinungen der Art, nach Jagdmahlzeiten,

in ihres Herrn Junggesellenwirthschaft nicht ungewöhnlich waren; denn sie fuhr fort in ihrem Gefange und mit ihrer Arbeit, und bekümmerte sich nicht weiter um mich.

Ich hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Rücklehr in mein Zimmer, suchte also nach der Stube des Kellermeisters zu kommen, machte meine Toilette, so gut ich konnte, und war einer der Ersten bey dem Frühstückstisch. Unser Frühstück war ein derbes Fuchsjäger-Mahl, und die Gesellschaft versammelte sich vollzählig dabey. Als dem Thee, Kaffeh, kaltem Fleisch und starkem Ale (denn alles dieß ward in Überfluß aufgetragen) nach dem Geschmacke der Gäste ihr gehöriges Recht widerfahren war, entspann sich die Unterhaltung mit der ganzen Lebendigkeit und Frische der Morgenlaune.

„Aber, wer ist denn der Held des Spukzimmers, der vergangene Nacht den Geist gesehen hat?“ sagte der fragelustige Herr, indem er seine Hummer-Augen am Tische umherschweifen ließ.

Diese Frage setzte jede Zunge in Bewegung, und es gab eine Menge Neckereyen, Beobachtungen von Gesichtern, gegenseitiger Anklage und Widerrede. Einige hatten viel getrunken, und Einige hatten sich noch nicht rasirt, so daß es verdächtige Gesichter genug in der Gesellschaft gab. Ich allein konnte nicht mit Leichtigkeit und Lebendigkeit in den Scherz eingehen, — ich fühlte meine Zunge gebunden, und mich selbst verlegen. Die Erinnerung dessen, was ich in der vergangenen Nacht gesehen und em-

pfunden hatte, war meinem Geiſte noch immer gegenwärtig. Es war mir, als ob das geheimnißvolle Bild noch immer ſeine Herrſchaft über mich ausübte. So glaubte ich auch, zu bemerken, daß das Auge des Wirths mit einer Art von Neugierde auf mich gerichtet ſey. Kurz, ich war mir bewußt, daß ich der Held der Nacht geweſen war, und es war mir, als ob ein Jeder dieß in meinen Blicken leſen könne. Der Scherz ging indessen vorüber, und kein Verdacht ſchien auf mir zu ruhen. Ich wünſchte mir ſo eben Glück, ſo davon gekommen zu ſeyn, als ein Bedienter herein trat und ſagte: der Herr, welcher auf dem Sopha in dem Beſuchzimmer geſchlafen, habe ſeine Uhr unter einem von den Kiſſen liegen laſſen. Er hielt meine Repetir-Uhr in der Hand.

„Wie!“ ſagte der frageluſtige Herr; „hat Einer von den Herren auf dem Sopha geſchlafen?“

„Soho! Soho! — ein Haſe — ein Haſe!“ rief der alte Herr mit der beweglichen Naſe.

Ich konnte nicht umhin, die Uhr als die meine anzuerkennen, und ſtand eben in großer Verwirrung auf, als ein vorlauter, alter Squire, der neben mir ſaß, mich auf die Schulter ſchlug, und ausrief: „Hör', Junge, Du haſt den Geiſt geſehen!“

Die Aufmerkſamkeit der ganzen Geſellſchaft war augenblicklich auf mich gerichtet, und wenn mein Geſicht vorher bleich geweſen war, ſo glühte es jetzt beynahe zum Zerſpringen. Ich ſuchte zu lachen, konnte aber nur eine Verzerrung hervorbringen, und

fand, daß die Muskeln meines Gesichtes ganz verkehrt angezogen und durchaus nicht gehorchen wollten.

Es kostet wenig Mühe, eine Gesellschaft Fuchsjäger zum Lachen zu bringen; es wurden also tausend Scherze und Späße über die Sache gemacht, und da ich nie ein großer Liebhaber von Späßen gewesen bin, wenn man sie auf meine Kosten machte, so fing die Sache an, mir etwas empfindlich zu werden. Ich gab mir Mühe, kalt und ruhig auszu- sehen, und meinen Ärger zu verbergen; allein die Kälte und Ruhe eines Mannes, der aufgebracht ist, sind verdammt verrätherisch.

„Meine Herren,“ sagte ich, indem ich das Kinn etwas in die Höhe zog, und einen fruchtlosen Versuch machte, ein Lächeln hervorzubringen, „Alles das ist sehr lustig, — ha, ha! — sehr lustig; — allein Sie müssen wissen, daß ich so wenig abergläubig bin, wie Sie Alle, — ha, ha! — und was Furchtsamkeit oder dergleichen betrifft, — Sie mögen lächeln, meine Herren, aber ich glaube nicht, daß Einer unter Ihnen sagen kann, daß, — wenn man sagt, es spuke in einem Zimmer, — ich wiederhole es, meine Herren (hier wurde ich etwas heftig, da ich ein verwünschtes Grinsen auf allen Gesichtern um mich her entstehen sah) daß, wenn man sagt, es spuke in einem Zimmer, — ich mehr an dergleichen alberne Märchen glaube, als irgend Jemand. Da Sie mir aber die Sache so nahe legen, so muß ich Ihnen nur sagen, daß ich in meinem Zimmer allerdings etwas ganz Sonderbares und mir Unerklärliches gefunden habe

(ein allgemeines Gelächter). Meine Herren, es ist mein vollkommener Ernst; ich weiß sehr wohl, was ich sage; ich bin vollkommen ruhig, meine Herren, (hier schlug ich mit der Faust auf den Tisch); beyhm Himmel, ich bin ruhig. Ich scherze weder, noch möchte ich, daß man sich mit mir einen Scherz machte. (Das Gelächter in der Gesellschaft hörte auf, und man machte die komischsten Anstrengungen, ernsthaft auszufehen.) Es ist in dem Zimmer, das man mir vergangene Nacht angewiesen, ein Bild, das den allerfonderbarsten und unbegreiflichsten Eindruck auf mich gemacht hat.“

„Ein Bild?“ sagte der alte Herr mit dem Gespensterkopfe. „Ein Bild!“ rief der Erzähler mit der beweglichen Nase. „Ein Bild, ein Bild!“ so ließen sich mehrere Stimmen vernehmen. Jetzt entstand ein unmäßiges Gelächter. Ich konnte mich nicht länger halten. Ich sprang vom Stuhle auf, sah die Gesellschaft rund umher mit einem Blicke voll gewaltigen Zorns an, steckte beyde Hände in die Taschen, und schritt an eines der Fenster hin, als ob ich hätte hinauspringen wollen. Ich blieb indessen stehen, sah in die Gegend hinaus, ohne nur das Geringste davon zu erkennen, und fühlte meinen Grimm so in mir aufsteigen, daß er mich beynahe erstickte.

Der Wirth sah, daß es Zeit war, sich in die Sache zu mischen. Er hatte während des ganzen Auftrittes einen gewissen Ernst behauptet, und trat nun auf, um mich gewissermaßen gegen die überstie-

fende Lustigkeit meiner Gesellschafter in Schutz zu nehmen.

„Meine Herren,“ sagte er; „ich verderbe nicht gern einen Scherz; aber Sie haben jetzt genug gelacht, und den Scherz mit dem Spukzimmer in vollem Maße genossen. Ich muß jetzt meinem Gaste beistehen. Ich muß ihn nicht allein gegen Ihren Scherz in Schutz nehmen, sondern ihn auch mit sich selbst auszuföhnen suchen; denn ich glaube, er ist auf seine eigenen Empfindungen böse; und vor allen Dingen muß ich ihn um Verzeihung bitten, daß ich ihn zum Gegenstande einer Art von Versuch gemacht habe. — Ja, meine Herren, es ist allerdings etwas Seltsames und Eigenthümliches in dem Zimmer, das unserm Freunde für die vergangens Nacht angewiesen worden ist; es ist in meinem Hause ein Bild befindlich, das einen sonderbaren und geheimnißvollen Einfluß besitzt, und mit dem eine sehr merkwürdige Geschichte in Verbindung steht. Es ist ein Bild, auf welches ich, mehrerer Umstände wegen, einen gewissen Werth lege; und obgleich ich oft mich versucht gefühlt habe, es zu vernichten, da es bey Jedem, der es betrachtet, ein so seltsames und unbehagliches Gefühl hervorbringt, so habe ich es doch nie über mich vermögen können, dieses Opfer zu bringen. Es ist ein Bild, das ich selbst nicht gern betrachte, und vor dem sich meine ganze Dienerschaft fürchtet. Ich habe es daher in ein Zimmer verbannt, das nur selten gebraucht wird, und würde es gestern Abends haben verhängen lassen, hätte nicht

die Beschaffenheit unserer Unterhaltung und das närrische Gespräch über das Spukzimmer, mich dazu bewogen, es unverhüllt zu lassen, um zu versuchen, ob es auf einen, mit dessen Geschichte gänzlich unbekanntem Fremden wohl einen Eindruck machen würde.“

Des Baronets Rede hatte den Gedanken durchaus eine andere Richtung gegeben. Alle waren begierig, die Geschichte des geheimnißvollen Bildes zu hören, und ich selbst fühlte mich, sonderbarer Weise, so ergriffen, daß ich meinen Unwillen über den Versuch, den der Wirth mit meinen Nerven angestellt hatte, ganz vergaß, und in die allgemeine Bitte, die Erzählung zum Besten zu geben, sogleich mit einstimme. Da der Morgen stürmisch und an Ausgehen nicht zu denken war, so war es dem Wirth sehr willkommen, ein Mittel gefunden zu haben, die Gesellschaft zu unterhalten; und so zog er denn seinen Lehnstuhl an das Feuer, und begann folgendermaßen.

Das Abenteuer mit dem geheimnißvollen Fremden.

Vor vielen Jahren, als ich noch ein junger Mann war, und so eben Orford verlassen hatte, wurde ich auf Reisen geschickt, um meine Erziehung zu vollenden. Meine Ältern hatten vergebens versucht, mir die Weisheit einimpfen zu lassen, und so schickten sie mich hinaus in die Welt, in der Hoffnung, daß ich sie vielleicht auf dem natürlichen We-

ge erlangen möchte. Dieß scheint, mir wenigstens, der Grund zu seyn, warum neun Zehnthelle unserer jungen Leute in die Fremde gesendet werden. Auf meiner Reise blieb ich denn auch eine Zeitlang in Venedig. Das Romantische des Ortes zog mich an; das Abenteuerliche und Intriguenhafte, welches dieser Tummelplatz der Masken und Gondeln hatte, belustigte mich, und in ein Paar schmach- tende schwarze Augen, die, unter einem Italiänischen Mantel hervor, auf mein Herz losstürmten, hatte ich mich nicht wenig verliebt. So suchte ich mich denn zu überreden, daß ich in Venedig bliebe, um Menschen und Sitten zu studieren; — wenigstens gelang mir dieses bey meinen Freunden, und mehr wollte ich nicht.

Eigenthümlichkeiten des Charakters und Benehmens pfliegen von jeher einen Eindruck auf mich zu machen, und meine Einbildungskraft war so voll von romantischen Ideenverbindungen mit Italien, daß ich überall nur Abenteuer erwartete. Alles schien in jener alten Meerjungfrau von Stadt diesen Hang befriedigen zu wollen. Ich hatte Zimmer in einem prächtigen düstern Pallaste am großen Canal, welcher früher das Eigenthum eines Magnifico gewesen war, und worin man noch die Spuren verfallener Größe entdecken konnte. Mein Gondolier war einer der schlauesten seines Gewerbes; thätig, lustig, geschickt, und, wie alle seine Genossen, verschwiegen wie das Grab; das heißt, verschwiegen gegen die ganze Welt, ausgenommen gegen seinen Herrn. Ich

hatte ihn noch nicht eine Woche, als er mich schon hinter alle Vorhänge in Venedig hatte blicken lassen. Ich liebte das Schweigen und das Geheimnißvolle des Ortes, und wenn ich zuweilen vor meinem Fenster eine schwarze Gondel geheimnißvoll, in der Abenddämmerung, nur durch ihre kleine schimmernde Laterne bemerkbar, dahin gleiten sah, so stieg ich in meine eigene Zendaletta, und gab das Zeichen zum Nachsetzen. — Doch die Erinnerung an meine Jugendthorheiten macht, daß ich von meinem eigentlichen Gegenstande abgetommen bin, sagte der Baronet, sich selbst unterbrechend. — Zur Sache also.

Zu den Orten, die ich zu besuchen pflegte, gehörte auch ein Casino unter den Bogengängen an der einen Seite des Markus-Plazes. Hier verweilte ich häufig, und aß Gefrornes in den warmen Sommernächten, wo Jedermann in Italien bis zum Morgen außer dem Hause ist. Eines Abends saß ich ebenfalls hier, als ein Haufe Italiäner sich an einem Tische am andern Ende des Saales niederließ. Ihre Unterhaltung war fröhlich und belebt, und wurde mit echt Italiänischer Lebendigkeit und Gebehrden-spiel geführt. Ich bemerkte indessen unter ihnen einen jungen Mann, welcher an dem Gespräche weder Theil zu nehmen, noch Vergnügen daran zu finden schien, obgleich er sich zwang, darauf zu achten. Er war groß und schlank, und hatte ein ungemein einnehmendes Äußere. Seine Züge waren schön, obgleich angegriffen. Sein starkes, schwarzes, glänzendes Haar ringelte sich leicht um seinen Kopf und ließ die unge-

meine Blässe seines Gesichtes noch mehr hervortreten. Sein Gesicht war abgezehrt, tiefe Furchen schienen, nicht von dem Alter (denn er war offenbar noch in der Blüthe seiner Jahre), sondern von dem Kummer darauf eingegraben zu seyn. Sein Auge war voll von Ausdruck und Feuer, aber wild und unstät. Er schien von irgend einer sonderbaren Einbildung oder Furcht gequält zu werden; aller seiner Bemühungen, seine Aufmerksamkeit auf das Gespräch seiner Begleiter zu richten, ungeachtet, bemerkte ich nämlich, daß er von Zeit zu Zeit den Kopf langsam umwendete, hinter sich zurück blickte, und dann plötzlich wegsah, als ob er etwas Unangenehmes gewahr geworden sey. Dieß geschah mehrere Mahle in einer Minute, und er schien sich kaum von einer Überraschung erholt zu haben, als er sich schon wieder zu einer zweyten vorbereitete.

Nachdem die Gesellschaft eine Zeitlang im Casino gefessen hatte, bezahlte sie die genossenen Erfrischungen und entfernte sich. Der junge Mann war der letzte, welcher den Saal verließ, und ich bemerkte, daß er in dem Augenblicke, wo er aus der Thür ging, noch ein Mal auf dieselbe Art einen Blick zurück warf. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mich aufzumachen und ihm zu folgen; denn ich war in dem Alter, wo ein romantisches Gefühl der Neugierde sehr leicht erweckt wird. Die Leute wandelten langsam den Bogengang hinunter, und sprachen und lachten im Gehen. Sie gingen über die Piajetta, blieben aber mitten auf derselben

stehen, um sich an dem Anblicke zu ergehen. Es war eine von den mond hellen Nächten, welche unter dem reinen Himmel von Italien so herrlich und klar sind. Die Strahlen des Mondes fielen auf den hohen Markus-Thurm, und beleuchteten die prächtige Vorderseite und die gewaltigen Kuppeln der Kirche. Die Gesellschaft äußerte ihr Vergnügen in lebendigen Ausdrücken. Ich beobachtete den jungen Mann. Er allein schien abgezogen und mit sich selbst beschäftigt. Auch hier fiel mir derselbe verstohlene Blick, über die Schulter weg, auf, der im Casino meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Die Leute gingen weiter, ich folgte ihnen; sie wandelten die Straße Broglio hinunter, wendeten sich um die Ecke des herzoglichen Pallastes, stiegen in eine Gondel und ruderten schnell davon.

Das Gesicht und das Benehmen des jungen Mannes blieben mir noch immer gegenwärtig. Es lag in seinem Äußern etwas, das mich ungemein anzog. Nach einem oder zwey Tagen traf ich ihn in einer Bilder-Gallerie. Er war offenbar ein Kenner; denn er hob immer die größten Meisterwerke heraus, und die wenigen Bemerkungen, welche seine Begleiter ihm entlockten, zeugten von einer genauen Bekanntschaft mit der Kunst. Sein eigener Geschmack war aber höchst sonderbar widersprechend. Salvador Rosa in seinen Darstellungen der wildesten und einsamsten Gegenden; Raphael, Titian und Correggio in ihren vollkommensten Umrissen weiblicher Schönheit; — diese betrachtete er zuweilen mit vor-

übergehender Begeisterung. Dieß schien indessen nur ein augenblickliches Vergessen zu seyn. Immer lehrte der scheue Blick nach hinten zurück, und immer sah er schnell weg, als ob er etwas Schreckliches erblickt hätte.

Ich traf ihn später häufig im Theater, auf Bällen, in Concerten, auf dem Spaziergange in den Gärten von St. Giorgio, bey den grotesken Aufzügen auf dem St. Markus-Platz, in dem Gedränge der Kaufleute auf der Börse am Rialto. Es schien, als ob er die Menge suche, als ob er dem Gewühle und den Vergnügungen nachjage, nie aber irgend einen Antheil an der Geschäftigkeit oder Fröhlichkeit des Auftrittes, nehme. Immer lag ein gewisses Etwas in ihm, das peinliches Nachdenken oder unglückliche Zerstretheit verrieth, und immer jene sonderbare und stets wiederkehrende Bewegung des scheuen Zurückblickens. Ich wußte Anfangs nicht, ob dieß nicht eine Wirkung der Besorgnisse seyn möchte, verhaftet zu werden, oder vielleicht gar der Furcht vor mörderischen Anschlägen. War dieß aber der Fall, warum zeigte er sich beständig? Warum setzte er sich zu jeder Zeit und an allen Orten der Gefahr aus?

Ich ward begierig, diesen Fremden kennen zu lernen. Ich fühlte mich zu ihm durch das romantische Mitgefühl hingezogen, welches zuweilen junge Leute an einander fesselt. Sein Trübsinn gab ihm in meinen Augen einen Zauber, welcher allerdings durch den rührenden Ausdruck seines Gesichtes und

die männliche Anmuth seiner Gestalt noch erhöht wurde; denn männliche Schönheit macht selbst auf Männer einen Eindruck. Ich hatte mit der angebornen Scheu und Blödigkeit meiner Landsleute zu kämpfen; allein ich ward ihrer Meister, und schmeichelte mich dadurch, daß ich ihn häufig im Casino sah, allmählich bey ihm ein. Er setzte mir seinerseits keine Zurückhaltung entgegen; ja, er schien im Gegentheile gern Gesellschaft zu haben, und besonders ungern ganz allein zu seyn.

Als er fand, daß ich wahrhaften Antheil an ihm nahm, gab er sich ganz meiner Freundschaft hin. Er hing sich wie ein Ertrinkender an mich. Er ging Stundenlang mit mir auf dem St. Markus-Platze spazieren, oder saß bey mir bis tief in die Nacht auf meinem Zimmer. Er miethete sich eine Wohnung unter demselben Dache mit mir, und seine beständige Bitte war, daß ich, wenn es mir nicht lästig sey, ihm erlauben möge, bey mir in meinem Saale zu seyn. Dieß geschah nicht deswegen, weil er ein besonderes Vergnügen an meiner Unterhaltung zu finden schien, sondern weil er der Nähe eines menschlichen Wesens bedurfte, und vor Allem der eines Wesens, das Mitgefühl mit ihm hatte. „Ich habe,“ sagte er; „oft von der Aufrichtigkeit der Engländer gehört; — Gott sey gedankt, daß ich endlich einen von ihnen zum Freunde habe!“

Bey allen dem schien er nie dazu geneigt, mein Mitgefühl weiter in Anspruch zu nehmen, als daß ich ihm Gesellschaft leistete. Er that nie den gering-

ffen Schritt, sein Herz gegen mich auszuschütten; es schien ein fester, verzehrender Kummer in seinem Herzen zu liegen, der „weder durch Stillschweigen, noch durch Worte“ gelindert werden konnte.

Ein geheimer Trübsinn nagte an seinem Herzen, und schien das Blut in seinen Adern auszutrocknen. Es war keine sanfte Schwermuth, eine Krankheit der Leidenschaften, sondern eine ausdörrende, verzehrende Todesangst. Ich konnte zuweilen bemerken, daß sein Mund trocken und fieberhaft war; er leuchte mehr, als er athmete; seine Augen waren mit Blut unterlaufen, seine Wangen bleich und gelblich, und zuweilen färbte sie ein flüchtiges Roth; ein furchtbares Aufflammen des Feuers, welches sein Herz verzehrte. Wenn mein Arm in dem seinigen ruhte, so fühlte ich, wie er ihn zuweilen mit einer krampfhaften Bewegung an sich drückte; seine Hände ballten sich unwillkürlich, und eine Art von Schauer durchlief sein ganzes Wesen.

Ich sprach mit ihm über seine Schwermuth, und suchte ihm die Ursache derselben zu entlocken; allein er vermied alle Mittheilungen. „Forschen Sie nicht darnach,“ sagte er; „Sie könnten meinen Kummer doch nicht lindern, wenn Sie ihn wüßten; ja, Sie würden ihn nicht einmahl zu lindern suchen. Im Gegentheil würde ich Ihre Theilnahme nicht länger mehr genießen, und diese,“ sagte er, indem er meine Hand krampfhaft drückte, „ist mir zu theuer geworden, als daß ich sie auf das Spiel setzen sollte.“

Ich suchte wieder Hoffnung in ihm zu erwecken.

Er war noch jung, das Leben both ihm noch tausend Freuden dar; im jugendlichen Herzen liegt eine gesunde Wechselwirkung; es heilt alle seine Wunden selbst. — Es gibt, sagte ich zu ihm, keinen Kummer, der so schwer ist, daß die Jugend ihn nicht verwachsen könnte. — „Nein, nein!“ sagte er, indem er die Zähne zusammen biß und mit der Stärke der Verzweiflung sich wiederholt an die Brust schlug; „hier ist er! hier! tief eingewurzelt, und saugt mein Herzblut. Er wächst immer mehr, je mehr mein Herz zusammen schrumpft. Ich habe einen furchtbaren Mahner, der mir keine Ruhe vergönnt, — der mir auf jedem Schritte folgt, — und mir auf jedem Schritte folgen wird, bis er mich in mein Grab hinab schleudert!“

Indem er dieß sagte, warf er unwillkürlich einen jener furchtbaren Blicke hinter sich, und schrak dann mit mehr als gewöhnlichem Schauer zurück. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, dieser Bewegung zu erwähnen, welche ich für eine bloße Nervenkrankheit hielt. In dem Augenblicke, wo ich dieß that, ward sein Gesicht scharlachroth und verzerrte sich; er ergriff mich bey den Händen.

„Um Gotteswillen,“ rief er mit einer herzer-schneidenden Stimme aus; „sprechen Sie nie wieder davon. Lassen Sie uns dieses Gespräch ganz vermeiden. Sie können mir nicht helfen, gewiß, Sie können mir nicht helfen, aber wohl die Martern vermehren, die ich leide. — Sie sollen dereinst Alles wissen.“

Ich berührte den Gegenstand nie wieder; denn so sehr meine Neugierde auch erregt war, so hatte ich doch ein zu aufrichtiges Mitgefühl bey seinen Leiden, als daß ich sie durch meine unzarte Berührung hätte vermehren sollen. Ich bemühte mich, verschiedene Mittel aufzufinden, ihn zu zerstreuen, und ihn aus dem beständigen Nachdenken zu erwecken, in welches er versunken war. Er sah meine Bemühungen, und suchte sie, so viel es in seiner Macht stand, zu unterstützen; denn es lag nichts Auffahrendes oder Störrisches in seinem Wesen. Im Gegentheile war etwas Offenes, Großartiges, Unanmaßendes in seinem ganzen Betragen. Alle seine Äußerungen waren edel und erhaben. Er machte keinen Anspruch auf Nachsicht; er verlangte keine Duldsamkeit. Er schien sich darein zu ergeben, die Last seines Kammers stillschweigend zu tragen, und wollte sie nur an meiner Seite tragen. Es lag ein stummes Flehen in seiner Art, als ob er um meine Gesellschaft, wie um ein Almosen bätte, und ein stiller Dank in seinen Blicken, als ob er mir dafür verpflichtet sey, daß ich ihn nicht verliesse.

Ich fühlte, daß dieser Trübstun ansteckend sey. Er bemächtigte sich unvermerkt meines Geistes; störte mich in allen meinen Vergnügungen; und fing allmählich an, mir das Leben zu verbittern; und doch konnte ich es nicht über mich vermögen, ein Wesen aus meiner Nähe zu verbannen, das an mir allein eine Stütze zu finden schien. In der That hatte das Großartige seines Charakters, welches durch dieses

Dunkel blickte, mein Herz ergriffen. Seine Güte gab reichlich und mit offener Hand, seine Barmherzigkeit war rührend und freywillig. Sie beschränkte sich nicht auf bloße Gaben, welche eben so sehr demüthigen, als sie helfen sollen; der Ton seiner Stimme, das Leuchten seines Auges erhöheten jede Spende, und überraschten den armen Bittenden mit der seltensten und schönsten aller Wohlthaten, der Mildthätigkeit, welche nicht allein in der Hand liegt, sondern aus dem Herzen kommt. Seine Freygebigkeit schien etwas von Selbsterniedrigung und Buße an sich zu haben. Er demüthigte sich gewissermaßen vor dem Bettler. „Welche Ansprüche habe ich auf Wohlleben und Überfluß, — pflegte er für sich zu sagen, — wenn die Unschuld im Glende und in Lumpen daher geht?“

Die Zeit des Karnevals kam heran. Ich hoffte, daß die fröhlichen Auftritte, welche sich jetzt darbeytheten, dazu beytragen würden, ihn aufzuheitern. Ich mischte mich mit ihm in die bunte Menge, welche den St. Markus-Platz anfüllte. Wir besuchten Opern, Maskeraden, Bälle; — alles vergebens; das Übel wuchs immer mehr. Er zehrte immer mehr ab und ward immer unruhiger. Oft fand ich ihn, wenn wir von einer dieser Lustbarkeiten zurückkehrten, und ich in sein Zimmer trat, mit dem Gesichte auf dem Sopha liegen; seine Hände wühlten in seinem schönen Haar, und seine Züge trugen noch die Spuren der gewaltsamen Bewegungen seines Gemüthes.

Der Karneval giug vorüber, die Fastenzeit folg-

te, die Charwoche kam; wir waren eines Abends bey dem feyerlichen Hochamte in einer Kirche gegenwärtig, wobey eine große Musik aufgeführt wurde, welche sich auf den Tod des Erlösers bezog.

Ich hatte bemerkt, daß er von der Musik immer sehr mächtig erregt worden war; bey dieser Gelegenheit fand dieses aber in einem außerordentlichen Grade Statt. Als die schwellenden Töne in den hohen Gewölben erklangen, schien er ganz in Andacht entzündet zu werden; seine Augen erhoben sich, bis man nur das Weiße davon sehen konnte; seine Hände falteten sich, bis die Fingern sich tief in das Fleisch eingedrückt hatten. Als die Musik die Todesangst des Sterbenden ausdrückte, sank sein Haupt allmählich auf seine Knie, und als die rührenden Worte: „Giesù mori,“ durch die Kirche ertönten, brach er in ein lautes Schluchzen aus. — Noch nie hatte ich ihn weinen gesehen. Es war immer mehr Todesangst, als Schmerz gewesen, was er verrieth. Ich zog eine glückliche Vorbedeutung aus diesem Umstande, und ließ ihn ungestört weinen. Als das Hochamt vorüber war, verließen wir die Kirche. Er hing an meinem Arme, als wir nach Hause gingen; die krampfhaftige Bewegung, die ich gewöhnlich an ihm bemerkt hatte, war verschwunden, und er schien weicher und milder geworden zu seyn. Er sprach von dem Gottesdienste, dem wir so eben beygewohnt hatten. „Die Musik,“ sagte er, „ist die Stimme des Himmels; nie hat die Kunde von dem Veröhnungstode unseres Erlösers einen tieferen Eindruck

auf mich gemacht. — Ja, mein Freund,“ sagte er, indem er seine Hände mit einer Art von Verzückung faltete; „ich weiß, daß mein Erlöser lebt!“

Wir trennten uns. Sein Zimmer war nicht weit von dem meinigen, und ich hörte ihn noch eine Zeitlang sich geschäftig darin regen. Ich schlief ein, ward aber vor Tagesanbruch aufgeweckt. Der junge Mann stand in Reisefleidern vor meinem Bette. Er hielt ein versiegeltes Paket und etwas Großes, Eingewickeltes in der Hand, und legte alles dieses auf den Tisch.

„Leben Sie wohl, mein Freund,“ sagte er, „ich bin im Begriffe, eine lange Reise anzutreten; ehe ich aber gehe, lasse ich Ihnen diese Andenken zurück. In diesem Paket werden Sie meine Geschichte finden. Wenn Sie sie lesen, bin ich schon weit von Ihnen; — gedenken Sie meiner nicht mit Abscheu! Sie sind mein Freund gewesen; — Sie haben Balsam in ein gebrochenes Herz geträufelt, aber Sie vermochten nicht, es zu heilen. Leben Sie wohl! Lassen Sie mich Ihre Hand küssen, — ich bin nicht werth, Sie zu umarmen.“ Er sank auf seine Knie, ergriff, aller meiner Bemühungen ungeachtet, es zu verhindern, meine Hand, und bedeckte sie mit Küssen. Der ganze Auftritt hatte mich so überrascht, daß ich nicht im Stande war, ein Wort zu sagen. „Wir werden uns doch wiedersehen,“ sagte ich hastig, als ich ihn nach der Thür eilen sah. „Nie, nie in dieser Welt!“ sagte er feyerlich. — Noch ein Mahl trat er an mein Bett, ergriff meine Hand,

drückte sie an sein Herz und seine Lippen, und stürzte aus dem Zimmer.

Hier hielt der Baronet inne. Er schien in Gedanken verloren, saß da, sah zu Boden, und trommelte mit den Fingern auf die Armlehne des Stuhles.

„Und ist dieser geheimnißvolle Mensch je zurück gekehrt?“ sagte der fragelustige Herr.

„Nie!“ erwiderte der Baronet, mit einem nachdenklichen Kopfschütteln, — ich habe ihn nie wieder gesehen.

„Und in welchem Zusammenhange steht dieses Alles mit dem Bilde?“ fragte der alte Herr mit der beweglichen Nase.

„Ja wohl!“ sagte der beständige Frager. — „Ist es das Bildniß des verrückten Italiäners?“

„Nein,“ sagte der Baron trocken, dem der seltnem Helden gegebene Mahme nicht besonders zu gefallen schien. „Dieses Bild befand sich in dem größeren Paket, welches er mir zurück ließ. Das versiegelte enthielt die Erklärung. Auf dem Umschlage standen einige Zeilen, welche die Bitte enthielten, daß ich es nicht vor dem Verlaufe von sechs Monaten eröffnen möchte. Ich habe, trotz meiner Neugierde, mein Versprechen gehalten. Hier ist eine Übersetzung des Aufsatzes, die ich vorzulesen dachte, um dadurch das Geheimniß des Zimmers aufzuklären; allein ich fürchte, daß ich die Aufmerksamkeit der Gesellschaft schon zu lange in Beschlag genommen habe.“

Man äußerte indessen den allgemeinen Wunsch,

die Handschrift vorlesen zu hören; besonders geschah dieses von dem fragelustigen Herrn, und so zog denn der Baronet ein zierlich geschriebenes Manuscript heraus, wischte seine Wille ab, und las nun folgende Geschichte vor.

Geschichte des jungen Italiäners.

Ich bin in Neapel geboren. Meine Ältern besaßen, wenn sie gleich von hohem Stande waren, nur wenig Vermögen, oder vielmehr mein Vater war prachtliebend über seine Mittel hinaus, und wendete so viel an seinen Pallast, seine Equipage und seine Dienerschaft, daß er sich beständig in Geldverlegenheit befand. Ich war der jüngere Sohn, und wurde deswegen von meinem Vater nur mit Gleichgültigkeit betrachtet, da dieser, nach seinem Familienstolze, sein ganzes Vermögen meinem älteren Bruder zu hinterlassen wünschte. Als ich noch ein Kind war, verrieth ich schon eine ungemeyne Reizbarkeit. Alles erregte mich auf die heftigste Weise. Als mich meine Mutter noch auf dem Arme trug, und ehe ich sprechen konnte, hatte die Musik bereits eine solche Gewalt über mich, daß ich dadurch in einem hohen Grade betrübt oder fröhlich werden konnte. Als ich älter wurde, blieb mein Gefühl so lebendig als vorher, und ich konnte sehr leicht in krampfhafte Wuth oder Freude gerathen. Meine Verwandten und die Bedienten machten sich ein Vergnügen daraus, mit

dieser großen Reizbarkeit ihr Spiel zu treiben. Man brachte mich zu Thränen, kitzelte mich bis zum Lachen, setzte mich in Wuth; Alles zur Unterhaltung der Gesellschaft, welche ein solcher Sturm der Leidenschaft in einem Pygmäenkörper höchlich belustigte, — ohne daß sie jedoch bedacht, oder sich vielleicht darum gekümmert hätte, wie gefährlich es sey, diese Erregbarkeit zu nähren. So ward ich ein kleines leidenschaftliches Wesen, ehe die Vernunft gehörig entwickelt war. In kurzer Zeit war ich zu alt, um länger zum Spielwerk zu dienen, und nun ward ich eine Plage. Die Ausbrüche und Leidenschaften, zu denen man mich angereizt hatte, wurden lästig, und ich ward von Denen, die mich dieses gelehrt hatten, gerade deswegen gehaßt, weil ich so gelehrig gewesen war. Meine Mutter starb, und meine Gewalt, als ein verzogenes Kind war zu Ende. Jetzt war länger keine Nothwendigkeit mehr vorhanden, mir nachzugeben, oder mich zu erdulden; denn man konnte dadurch nichts erreichen da ich nicht meines Vaters Liebling war. Ich hatte also das Schicksal aller verzogenen Kinder unter solchen Umständen, und wurde vernachlässiget, oder nur in so fern beachtet, als man mir zuwider seyn und mir widersprechen konnte. Dieß war die frühe Behandlung eines Herzens, welches, wenn ich darüber zu urtheilen im Stande bin, von Natur zu der größten Zärtlichkeit und Liebe geneigt war.

Mein Vater hatte, wie ich bereits gesagt habe, mich nie leiden können; in der That verstand er mich nie; er betrachtete mich als eigenwillig und störrisch,

und glaubte, daß es mir an natürlicher Liebe zu ihm fehle. — Es war aber das Schrofse in seinem eigenen Betragen, das Stolze und Vornehme in seinem eigenen Wesen, das mich aus seinen Armen verschreckt hatte. Ich dachte ihn mir immer, wie ich ihn einst gesehen hatte, in seinem Senator-Anzuge, in Prunk und Stolz daher rauschend. Die Pracht, welche seine Person umgab, hatte meine junge Einbildungskraft eingeschüchtert. Ich konnte mich ihm nie mit der zutrauensvollen Neigung eines Kindes nähern.

Meines Vaters ganze Zärtlichkeit ruhte auf meinem älteren Bruder. Er sollte der Erbe des Titels und der Würde der Familie werden, und Alles ward ihm zum Opfer gebracht, — ich selbst, so gut wie alles Andere. Man hatte beschlossen, mich der Kirche zu weihen, damit auf diese Art sowohl meine Leidenschaften, als ich selbst, meinem Vater keine Zeit kosten und Unruhe verursachen, oder dem Interesse meines Bruders im Wege stehen möchten. Schon in meinem zarten Alter und ehe mein Gemüth der Welt und ihren Reizen sich aufgeschlossen oder irgend etwas von derselben, über den Bezirk des Pallastes meines Vaters hinaus, kennen gelernt hatte, ward ich in ein Kloster geschickt, dessen Superior mein Oheim war, und seiner Sorge ausschließlich überantwortet.

Mein Oheim war ein Mann, der gänzlich der Welt entfremdet war; er hatte nie ihren Vergnügungen Geschmack abgewonnen, weil er sie nie gekostet hatte; und sah strenge Selbstverläugnung als die große Grundlage aller christlichen Tugenden an.

Er glaubte, daß Jeder gleiche Gefinnungen mit ihm habe, oder zwang ihn wenigstens, sich nach den seinigen zu bequemen. Seine Gemüthsart und seine Gewohnheiten hatten einen großen Einfluß auf die Brüderschaft, deren Superior er war; — nie konnte man wohl finstere, grämlichere Wesen beysammen gesehen haben. Auch das Kloster war ganz dazu geeignet, düstere und trübe Gedanken zu erwecken. Es war in einer finstern Bergschlucht, südlich vom Vesuv gelegen; jeder Blick in die Ferne durch unfruchtbare, vulkanische Anhöhen versperrt; ein Bergstrom tosete am Fuße seiner Mauern dahin, und Adler schrien um seine Thürme.

Man hatte mich in einem so zarten Alter an diesen Ort geschickt, daß ich bald alle bestimmten Erinnerungen dessen, was ich verlassen hatte, verlor. Als mein Gemüth sich mehr entfaltete, entlehnte es daher seine Begriffe von der Welt aus dem Kloster und dessen Umgebungen, und die Welt erschien mir als etwas höchst Schreckliches. So erhielt meine Gemüthsstimmung schon früh eine gewisse trübe Färbung, und die furchtbaren Erzählungen der Mönche von Teufeln und bösen Geistern, womit sie meine jugendliche Einbildungskraft schreckten, gaben mir eine Richtung zum Aberglauben, deren ich nie ganz Herr werden können. Sie fanden eben das Vergnügen daran, mein lebendiges Gefühl in Bewegung zu setzen, das meines Vaters Umgebungen sich aus Neckerey so oft gemacht hatten. Ich kann mich noch jetzt der Schrecken erinnern, womit sie meine Ein-

bildungskraft, bey einem Ausbruche des Vesuv's, zu entflammen wußten. Wir waren von diesem Vulkan weit entfernt, und Berge lagen zwischen uns; allein seine krampfhaften Bewegungen erschütterten selbst die festen Grundlagen der Natur. Erdbeben drohten die Thürme unsers Klosters umzustürzen. Ein düsteres, schreckliches Licht erhellte bey Nacht den Himmel, und ein vom Winde herbeygeführter Aschenregen fiel in unserm schmalen Thale. Die Mönche sprachen davon, daß die Erde unter uns ausgehöhlt sey; daß Ströme geschmolzener Lava durch ihre Adern flössen; daß Höhlen voll Schwefelkammen sich durch ihr Inneres zögen, welche den bösen Geistern und den Verdammten zu Wohnsitzen dienten, und daß Feuermeere unter unsern Füßen wären, bereit, uns zu verschlingen. — Alle diese Geschichten wurden mir bey dem düstern Tone des Donners in den Bergen erzählt, dessen dumpfes Rollen die Mauern unseres Klosters erbeben machte.

Einer von den Mönchen war ein Mahler gewesen, hatte sich aber aus der Welt zurückgezogen, und dieß traurige Leben erwählt, um irgend ein Verbrechen abzubüßen. Er war ein trübfinniger Mensch, der seine Kunst in der Einsamkeit seiner Zelle trieb, sie aber zu einer Waise für sich machte. Seine Beschäftigung war, entweder auf Leinwand oder in Wachs das menschliche Gesicht und den menschlichen Körper im Todeskampfe und in allen Abstufungen der Auflösung und Zerstörung abzubilden. In seinen Arbeiten enthüllten sich die furchtbaren Geheimnisse des

Todtenhauses, das ekelhafte Gastmahl des Käfers und des Wurmes. — Noch jetzt zwingt mir die Erinnerung an seine Arbeiten einen Schauer ab. Zu jener Zeit bemächtigte sich indessen meine starke, doch schlechtgeleitete Einbildungskraft mit aller Lebendigkeit seiner Kunst. Es war eine Beschäftigung, und sie brachte eine Abwechslung in die trockenen Studien und die einförmigen Pflichten des Klosterlebens. In kurzer Zeit erlangte ich Gewandtheit des Pinsels, und meine düstern Erzeugnisse wurden für würdig gehalten, einige von den Altären in der Capelle zu zieren.

Auf diese traurige Weise ward ein Mensch erzogen, der nur von Gefühl und Einbildungskraft besetzt war. Alles Geistreiche und Liebenswürdige in meinem Wesen ward unterdrückt und nichts ausgebildet, als was nutzlos und unangenehm war.

Ich war feurig, lebendig, aufbrausend, ungestüm, ganz dazu gemacht, nur Liebe und Anbethung zu empfinden; aber man legte eine bleyerne Hand auf alle meine bessern Eigenschaften. Man lehrte mich nichts, als Furcht und Haß; ich haßte meinen Oheim, die Mönche, das Kloster, in welches ich eingeschlossen war, die Welt, ja mich selbst beynah, weil ich, wie ich glaubte, ein so haßerfülltes und hassenswerthes Geschöpf war.

Als ich beynah sechszehn Jahre alt war, erlaubte man mir, bey einer Gelegenheit einen von den Brüdern auf einer Sendung nach einem entfernten Theile des Landes zu begleiten. Wir hatten bald das düstere Thal hinter uns, worin ich so viele Jahre einge-

sperrt gewesen war, und kamen, nach einer kurzen Reise in den Bergen, in die üppige freye Landschaft, welche sich um die Bucht von Neapel her ausbreitet. Himmel! wie war ich außer mir vor Entzücken, als mein Blick über eine weite Fläche des herrlichsten, sonnigen Landes, durch Gebüsche und Weinberge verschönt, dahin streifte! Der Vesuv erhob seine zackigen Gipfel zu meiner Rechten; das blaue Meer, mit seiner zauberischen Küste, mit leuchtenden Städten und prachtvollen Landhäusern besetzt, dehnte sich zu meiner Linken aus, und Neapel, meine Vaterstadt Neapel, blinkte weit, weit im Hintergrunde!

Guter Gott! dieß war also die herrliche Welt, die man mir verschlossen hatte? Ich hatte jetzt das Alter erreicht, worin die Gefühle in ihrer ganzen Blüthe und Frische stehen. Die meinigen hatte man zu unterdrücken und zu erkälten gesucht; sie brachen nun mit der ganzen Macht eines verspäteten Frühlings hervor. Mein Herz, das bisher unnatürlich zusammen geschrumpft war, dehnte sich jetzt unter einem Aufruhr unbestimmter, aber wonnevoller Empfindungen aus. Die Schönheit der Natur berauschte, verwirrte mich ganz. Die Gefänge der Bauern, ihre fröhlichen Blicke, ihre glücklichen Beschäftigungen, die mahlerische Farbenpracht ihrer Kleidung, ihre ländliche Musik, ihre Tänze: alles dieß wirkte wie Zauberey auf mich. Meine Seele antwortete der Musik, mein Herz hüpfte mir im Busen. Alle Männer erschienen mir angenehm, alle Frauen liebenswürdig.

Ich kehrte in das Kloster zurück, das heißt, mein Körper; mein Herz und meine Seele überschritten nie wieder die Schwelle desselben. Ich konnte diesen Blick in eine schöne und glückliche Welt nie vergessen, — in eine Welt, die meinem Gemüth so zusagte. Ich hatte mich so glücklich gefühlt, so lange ich darin verweilte; ich war ein Wesen geworden, das so verschieden von dem war, wie ich mich im Kloster, — diesem Grabe alles Lebendigen, — fühlte. Ich verglich im Geiste die Gesichter der Leute, die ich gesehen hatte, und die von Feuer, Frische und Genuß überströmten, mit den bleichen, bleyfarbigen, glanzlosen Antlitzern der Mönche; die Tanzmusik mit dem eintönigen Gesange in der Capelle. Früher hatte ich die Andachtsübungen des Klosters nur lästig gefunden; jetzt waren sie mir unleidlich. Der einförmige Kreislauf der Obliegenheiten verzehrte meinen Geist; meine Nerven wurden durch das widrige Geklingel der Klostersglocke gereizt, die unaufhörlich in den Bergen wiederhallte, mich beständig in der Nacht aus meiner Ruhe störte, und mich am Tage zwang, den Pinsel aus der Hand zu legen, um eine langweilige, mechanische Andachtsübung zu verrichten.

Es lag nicht in meiner Art, lange über etwas nachzudenken, ohne meine Gedanken in's Werk zu setzen. Mein Geist war plötzlich aufgereggt worden und in mir erwacht. Ich ersah mir die Gelegenheit, entfloß aus dem Kloster, und machte mich zu Fuße auf den Weg nach Neapel. Als ich die freundlichen,

menschen erfüllten Straßen der Stadt sah, die Mannigfaltigkeit und Lebendigkeit des Gewühls um mich her, die Pracht der Palläste, den Glanz der Equipagen und das Leben auf den Gesichtern der bunten Menge, schien es mir, als ob ich plötzlich in eine bezauberte Welt versetzt sey, und ich gelobte feyerlich bey mir, daß nichts auf Erden mich je wieder in die Einförmigkeit des Klosters zurück bringen solle.

Ich mußte fragen, wo meines Vaters Pallast sey; denn ich war so jung, als ich ihn verließ, daß ich nicht mehr wußte, wo er stand. Es gelang mir nicht ohne Schwierigkeit, vor meinen Vater gelassen zu werden; denn die Dienerschaft wußte kaum, daß ein solches Wesen, wie ich, vorhanden sey, und meine Mönchskleidung machte eben keinen für mich sehr vortheilhaften Eindruck. Selbst mein Vater erinnerte sich meiner nicht mehr. Ich nannte ihm meinen Namen, warf mich ihm zu Füßen, flehte ihn um Verzeihung an, und bath ihn, mich nicht wieder nach dem Kloster zurückzuschicken.

Er empfing mich mehr mit der Herablassung eines Gönners, als mit der Liebe eines Vaters, hörte ruhig, aber kalt, auf meine Erzählung von meinen Leiden unter den Mönchen und meinem Widerwillen gegen sie, und versprach, daran zu denken, was für mich geschehen könne. Diese Kälte ersticke und unterdrückte alle die offene Liebe, die in meinem Wesen lag, und die bey der geringsten Wärme väterlicher Zuneigung sich entfaltet haben würde. Alle

meine frühern Gefühle gegen meinen Vater gewannen ihre Kraft wieder. Ich betrachtete ihn abermahls als das prunkhafte, vornehme Wesen, das meine kindische Einbildungskraft so sehr gedämpft hatte; es war mir, als ob ich gar keine Ansprüche an sein Mitgefühl hätte. Mein Bruder war der alleinige Gegenstand seiner Sorge und Liebe; er hatte seine Art und Weise geerbt, und nahm eher das Wesen eines Beschützers, als eines Bruders gegen mich an. Dieß verletzte meinen Stolz, der sehr groß war. Von meinem Vater konnte ich Herablassung erdulden; denn ich blickte zu ihm, wie zu einem höheren Wesen, mit Ehrfurcht empor; aber die Beschützer-Miene eines Bruders, der, wie ich deutlich fühlte, in geistiger Hinsicht weit unter mir stand, war mir unleidlich. Die Dienerschaft bemerkte bald, daß ich ein unwillkommener Gast sey, und behandelte mich, nach Art gemeiner Leute, obenhin. So auf allen Seiten zurück gestoßen, sah ich, daß meine Zu- neigung da, wohin sie sich wenden wollte, nur lässig wurde; ich ward also finster, still und niedergeschlagen. Meine Gefühle, in mich selbst zurück gedrängt, verbargen sich in meinem Herzen und zehrten an demselben. So blieb ich einige Tage lang, mehr als ein ungerne gesehener Ankömmling, denn als ein wiedergegebener Sohn, in meines Vaters Hause. Ich war ein Mahl dazu bestimmt, dort nie gekannt zu werden; ich war, durch falsche Behandlung, mir selbst entfremdet worden, und man beurtheilte mich nach meinem fremden Wesen.

Eines Tages sah ich, zu meinem Erstaunen, einen der Mönche meines Klosters aus meines Vaters Zimmer schleichen. Er bemerkte mich, stellte sich aber, als ob er mich nicht sähe, und diese Verstellung machte, daß ich Verdacht schöpfte. Ich war reizbar und argwöhnisch geworden; die geringste Kleinigkeit konnte mein Gefühl verwunden. In diesem Gemüthszustande geschah es, daß ich von einem verwöhnten Günstling, dem Lieblingsdiener meines Vaters, mit auffallender Nichtachtung behandelt wurde. Der Stolz und die Leidenschaftlichkeit meines Wesens regten sich in diesem Augenblicke; ich schlug den Menschen zu Boden. Mein Vater ging eben vorüber, und hatte nicht die Ruhe, sich nach der Ursache des Vorfalles zu erkundigen; auch hätte er die lange Reihe von Geistesleiden, welche die wahre Veranlassung dazu war, nicht verfolgen können. Er ließ mich hart und zornig an, und both den ganzen Stolz seines Wesens und das Vornehme seines Blickes auf, der Schmach, mit welcher er mich behandelte, einen desto größern Nachdruck zu geben. Ich fühlte, daß ich sie nicht verdient hatte; ich fühlte, daß ich verkannt wurde; ich fühlte, daß etwas in mir lag, welches einer besseren Behandlung werth war; mein Herz empörte sich gegen die Ungerechtigkeit eines Vaters. Ich vergaß meiner gewohnten Ehrfurcht gegen ihn, — ich antwortete ihm mit Heftigkeit; mein feuriger Geist glühte auf meinen Wangen, sprühte aus meinen Augen; aber mein gefühlvolles Herz brach eben so schnell, und ehe meine

Leidenschaft halb ausgetobt hatte, fühlte ich, daß sie in meinen Thränen ersticke und erlosch. Mein Vater, über dieses Krümmen des Wurmes verwundert und aufgebracht, befahl mir, mich in mein Zimmer zu begeben. Ich entfernte mich schweigend, von widersprechenden Empfindungen überwältiget.

Ich war noch nicht lange auf meinem Zimmer, als ich in einem anstößenden Gemache Stimmen hörte. Mein Vater und der Mönch berathschlagten über die Mittel, mich schnell nach meinem Kloster zurückzubringen. Mein Entschluß war gefaßt. Ich hatte keine Heimath, keinen Vater mehr. Noch in dieser Nacht verließ ich das väterliche Haus, begab mich an Bord eines Schiffes, das segelfertig im Hafen lag, und überließ mich nun der weiten Welt. Es kümmerte mich nicht, nach welchem Hafen es segelte; jede Gegend in einer so schönen Welt war besser, als mein Kloster; es kümmerte mich nicht, wohin das Schicksal mich verschlug; jeder Ort hatte mehr Heimathliches für mich, als die Heimath, die ich zurückgelassen hatte. Das Fahrzeug war nach Genua bestimmt, und hier langten wir nach einer Reise von wenigen Tagen an.

Als ich zwischen den Dämmen, welche den Hafen umgeben, in denselben einlief, und das Amphitheater von Pallästen, Kirchen und herrlichen Gärten erblickte, welche sich über einander erheben, da fühlte ich, wie gerechte Ansprüche Genua darauf habe, die Prächtige genannt zu werden. Ich stieg auf dem Molo ab, gänzlich fremd und ohne zu wis-

sen, was ich beginnen, oder wohin ich meine Schritte lenken sollte. Dieß kümmerte mich indessen wenig; war ich doch aus den Fesseln des Klosters und von den Erniedrigungen im väterlichen Hause erlöst. Wenn ich durch die *Strada Valbi* und die *Strada Nuova*, diese Straßen von Pallästen, ging, und die Wunderwerke der Baukunst um mich her anstaunte; wenn ich am Abende in dem bunten Gewühle alles Glänzenden und Schönen, durch die grünen Laubengänge der *Acqua Verde**) oder unter den Säulengängen und auf den Terrassen der prächtigen Gärten der *Doria* wandelte; dann hielt ich es für unmöglich, je anderswo glücklich zu seyn, als in *Genua*.

Wenige Tage reichten hin, mich über meinen Irrthum zu belehren. Meine magere Börse war bald erschöpft, und zum ersten Mal in meinem Leben empfand ich das niedrige Glend der Armuth. Ich hatte nie den Geldmangel gekannt, nie die Möglichkeit eines solchen Übels geahnet. Ich kannte die Welt und ihre Wege nicht, und als zuerst der Gedanke an Mangel mich ergriff, so war seine Wirkung gänzlich lähmend. Ich wanderte mit leeren Taschen durch die Straßen, welche nun mein Auge nicht länger ergehten, als der Zufall meine Schritte zu der prächtigen Kirche *de ll' Annunciat a* leitete.

Ein berühmter Mahler der damaligen Zeit beschäftigte sich gerade mit der Aufstellung eines seiner

*) Eines öffentlichen Platzes in *Genua*. übers.

Gemälde über einem Altar. Die Fertigkeit, welche ich, während meines Aufenthaltes im Kloster, in seiner Kunst erlangt, hatte mich zu einem begeisterten Liebhaber derselben gemacht. Bey dem ersten Blicke war ich erstaunt über das Gemälde. Es war eine Madonna. So unschuldig, so lieblich, ein so göttlicher Ausdruck mütterlicher Härlichkeit! Ich hatte in dem Augenblicke alle Erinnerung an mich selbst in der Begeisterung für meine Kunst verloren. Ich faltete die Hände, und ein Ausruf des Entzückens entschlüpfte meinen Lippen. Der Mahler bemerkte meine Bewegung. Sie schmeichelte ihm und machte ihm Vergnügen. Mein Äußeres und mein Benehmen gestielten ihm; er redete mich an. Ich fühlte zu sehr den Mangel eines Freundes, als daß ich die Zuorkommenheit eines Fremden hätte zurückweisen sollen, und es lag in dem Wesen dieses Mannes etwas so Wohlwollendes und Gewinnendes, daß er in einem Augenblicke sich mein Vertrauen erworben hatte.

Ich erzählte ihm meine Geschichte, sagte ihm die Lage, worin ich mich befände, verbarg ihm aber meinen Namen und Stand. Meine Erzählung schien ihn sehr anzuziehen; er lud mich in sein Haus ein, und von dieser Zeit ward ich sein Lieblingschüler. Er glaubte in mir ein außerordentliches Talent für die Kunst zu entdecken, und seine Lobsprüche entflammten meinen ganzen Eifer. Welch ein herrlicher Abschnitt in meinem Leben war der, den ich unter seinem Dache zubrachte! Ein anderes Wesen schien in mir aufgegangen zu seyn, oder vielmehr Alles,

was liebenswürdig und trefflich war, schien aus demselben hervorzugehen. Ich lebte so eingezogen, wie ich dieses im Kloster gethan hatte; allein wie verschieden war meine Eingezogenheit! Meine Zeit verging damit, mein Gemüth mit erhabenen und dichterischen Gedanken zu erfüllen, über alles Ausgezeichnete und Edle, was es in der Geschichte und der Dichtung gab, nachzudenken, und Alles, was erhaben und schön in der Natur ist, zu studiren und zu verfolgen. Ich war immer ein schwärmerisches, der Einbildung hingegebenes Wesen; jezt aber erhoben mich meine Träumereyen und Einbildungen zu einem Zustande des Entzückens. Ich betrachtete meinen Lehrer als einen wohlwollenden Genius, der eine zauberische Gegend vor meinen Augen eröffnet hatte. Er war kein Eingeborner von Genua, sondern durch den Wunsch mehrerer Personen aus dem Adel bewogen worden, dahin zu kommen, und hielt sich bereits seit mehreren Jahren dort auf, um einige übernommene Arbeiten zu vollenden. Seine Gesundheit war sehr wankend, so daß er einen großen Theil der Ausführung seiner Zeichnungen seinen Schülern überlassen mußte. — Er hielt mich für vorzüglich geschickt, in der Darstellung menschlicher Gesichtszüge, einen charakteristischen, aber flüchtigen Ausdruck aufzufassen, und ihn auf die Leinwand kräftig überzutragen. Ich war deshalb beständig beschäftigt, Köpfe zu zeichnen, und oft, wenn eine besondere Lieblichkeit und Schönheit des Ausdruckes in einem Gesichte dargestellt werden sollte, ward

diese Arbeit mir aufgetragen. Mein Wohlthäter wollte mich gern bekannt machen, und so geschah es, daß ich, theils vielleicht meiner wirklichen Kunstfertigkeit wegen, theils durch sein warmes Lob, in den Ruf kam, meinen Gesichtern einen besondern Ausdruck zu geben.

Unter mehreren Arbeiten, die er übernommen hatte, war auch ein historisches Bild für den Pallast eines Großen, auf welchem die Porträte mehrerer Mitglieder der Familie angebracht werden sollten. Unter diesen ward Eines meinem Pinsel übertragen. Es war das eines jungen Mädchens, das damahls noch in einem nahen Kloster erzogen wurde. Sie kam aus demselben, um zu ihrem Bilde zu sitzen. Ich sah sie zuerst in einem Zimmer eines der prächtigen Palläste von Genua. Sie stand an einem Fenster, das auf die Bucht hinausging; ein Strahl der Frühlingssonne fiel auf ihr Gesicht, und verbreitete eine Art von Heiligenschein um dasselbe, während er das reiche karmoisinrothe Zimmer erhellte. Sie war erst sechszehn Jahre alt, — und ach, wie liebenswürdig! Der ganze Anblick überraschte mich wie eine reine Erscheinung des Frühlings, der Jugend und der Schönheit. Ich hätte niederfallen und sie anbethen können. Sie war wie eine der Schöpfungen der Dichter und Maler, wenn sie das Ideal der Schönheit darstellen wollen, welches ihren Gemüthern in der Gestalt unbeschreiblicher Vollkommenheit vorschwebt. Ich durfte ihr Gesicht in mehreren Stellungen zeichnen, und ich verlängerte ge-

öffentlich ein Studium, das mein Verderben ward. Je länger ich sie betrachtete, desto verliebter ward ich; es lag etwas beynahne Peinliches in dieser glühenden Bewunderung. Ich war erst neunzehn Jahre alt, schüchtern, besangen und unerfahren. Ihre Mutter behandelte mich mit Aufmerksamkeit; denn meine Jugend und meine Begeisterung für die Kunst hatten mir ihre Gunst erworben, und ich möchte beynahne glauben, daß in meinem Wesen und meiner Art etwas gelegen habe, das Antheil und Achtung einflößte. Aber selbst die Güte, mit der man mich behandelte, konnte die Vollkommenheit nicht vertreiben, in welche meine Einbildungskraft mich versetzte, wenn ich mich in der Gegenwart dieses lieblichen Wesens befand. In ihr lag Etwas, das beynahne mehr als sterblich war. Sie schien zu erhaben für die Erde; zu zart und hochstehend für alles Menschliche. Während ich ihre Reize auf meiner Leinwand darstellte, und meine Augen auf ihren Zügen weilten, sog ich das süße Gift ein, das mich betäubte, und abwechselnd floß mein Herz vor Zärtlichkeit über und bebte vor Verzweiflung. Jetzt fühlte ich mehr, als je das heftige Feuer, das auf dem Grunde meiner Seele geschlummert hatte. Sie, mein Herr, in einem gemäßigtern Klima und unter einem kältern Himmel geboren, haben keinen Begriff von der Heftigkeit der Leidenschaft in unserer südlichen Brust.

Nach einigen Tagen war meine Arbeit geendiget. Bianca kehrte in ihr Kloster zurück, aber ihr Bild

blieb unverlöschbar in meinem Herzen. Es wick nicht aus meiner Einbildungskraft, es ward mein feststehender Begriff für die Schönheit. Sogar auf meinen Pinsel hatte es Einfluß. Ich ward meiner glücklichen Darstellung weiblicher Lieblichkeit wegen berühmt; allein dieß war nur deswegen, weil ich Bianca's Bild vervielfältigte. Ich beruhigte und nährte meine Einbildungskraft zugleich, indem ich sie in allen Erzeugnissen meines Meiters anbrachte. — Ich habe mit Entzücken in einer der Capellen der Annunciatag gestanden, als ich einst von der Menge die himmlische Schönheit einer Heiligen erheben sah, die ich gemahlt hatte. Ich habe das Volk andachtsvoll sich vor dem Bilde beugen sehen; es beugte sich vor Bianca's Lieblichkeit.

Ich blieb in dieser Art von Traum, ich möchte beynähe sagen, Wahnsinn, länger als ein Jahr. Meine Einbildungskraft hat eine solche Stärke, daß das Bild, welches sich darin gebildet hatte, in seiner ganzen Kraft und Frische darin lebte. Ich war überhaupt ein einsames, nachdenkliches Wesen, das sich gern Träumereyen hingab und Gedanken nährte, die einmahl festen Fuß in mir gefaßt hatten. Aus diesem lieblichen, melancholischen, herrlichen Traum ward ich durch den Tod meines wackern Wohlthäters erweckt. Ich kann den Schmerz, in welchen mich dieser Todesfall versetzte, nicht beschreiben. Allein, und mit gebrochenem Herzen, stand ich jetzt da. Er vermachte mir sein kleines Vermögen, das seiner angeborenen Freygebigkeit und des Aufwandes wegen, mit welchem er zu leben pfleg-

te, in der That nur sehr unbedeutend war, und empfahl mich vor seinem Sterben noch sehr dringend dem Schutze eines Großen, der auch sein Gönner gewesen war.

Dieser Letztere war ein Mann, der für sehr freigebig galt. Er war ein Liebhaber und Beschützer der Künste, und gab sich augenscheinliche Mühe, dafür angesehen zu werden. Er glaubte in mir Spuren künftiger Größe zu sehen; mein Pinsel hatte bereits Aufmerksamkeit erregt; er nahm mich unter seinen besondern Schutz. Da er aber sah, daß ich vor Gram ganz niedergebeugt und unfähig war, in dem Hause meines verstorbenen Wohlthäters irgend etwas zu arbeiten, so lud er mich ein, eine Zeitlang auf einer Villa zuzubringen, welche er am Ufer des Meeres, in der mahlerischen Gegend von Sestri di Ponente *) besaß.

Ich fand in der Villa des Grafen einzigen Sohn, Filippo. Er war beynah von meinem Alter, und hatte ein angenehmes Äußere und ein einnehmendes Betragen. Er hing mir bald an, und schien sich bey mir beliebt machen zu wollen. Ich glaubte etwas Hergebrachtes in seinem Wohlwollen und viel Launen in seinem Wesen zu entdecken; allein ich hat-

*) Ein kleiner Ort, nicht weit von Genua, der, weil er gegen Abend von der Stadt gelegen ist, im Gegensatze eines zweyten, gegen Morgen liegenden Sestri (Sestri di Levante), den Namen Sestri di Ponente führt. Überh.

te einmahl Niemanden in meiner Nähe, an den ich mich hätte hängen können, und mein Herz fühlte die Nothwendigkeit, etwas zu besitzen, um daran zu ruhen. Seine Erziehung war sehr vernachlässiget worden; er betrachtete mich als an geistiger Fassungskraft und Ausbildung weit über ihm stehend, und erkannte stillschweigend mein Übergewicht an. Ich fühlte, daß ich, in Hinsicht der Geburt, mit ihm gleich stand, und dieses gab meinem Betragen eine gewisse Unabhängigkeit, die ihres Zweckes nicht verfehlte. Die Laune und Tyranny, welche ich ihn zuweilen an Andern ausüben sah, über welche er gebiethen konnte, hatte ich nie zu empfinden. Wir wurden vertraute Freunde und waren häufig beisammen. Dennoch liebte ich allein zu seyn, um den Träumereyen meiner eigenen Einbildungskraft in der Gegend, welche mich umgab, nachzuhängen.

Von der Villa hatte man eine weite Aussicht auf das mittelländische Meer und die mahlerische ligurische Küste. Sie lag einzeln mitten in einem künstlich angelegten Garten, der mit Bildsäulen und Springbrunnen verziert war, und Gebüsch und Alleen und schattige Rasenplätze enthielt. Alles, was dem Geschmacke schmeicheln oder das Gemüth angenehm beschäftigen konnte, war hier zu finden. Die Ruhe, welche in diesem zierlichen Aufenthalt herrschte, machte, daß der Sturm meiner Gefühle sich allmählich legte, und indem sie sich mit dem romantischen Zauber mischte, der noch immer meine Ein-

bildungskraft gefangen hielt, eine sanfte, wollüstige Melancholie hervor brachte.

Ich hatte noch nicht lange unter dem Dache des Grafen verweilt, als unsere Einsamkeit durch eine neue Bewohnerin belebt wurde. Dieses war die Tochter eines Verwandten des Grafen, welcher kürzlich in bedrängten Umständen gestorben war, und sein einziges Kind seinem Schutze übergeben hatte. Ich hatte von Filippo schon oft von ihrer Schönheit reden gehört; allein meine Phantasie war von Einem Bilde so erfüllt, daß sie kein anderes mehr zuließ. Wir waren in dem mittleren Saal der Villa, als sie anlangte. Sie war noch in Trauer, und näherte sich, auf des Grafen Arm gelehnt. Als sie die Marmortreppe hinausstieg, fiel mir die Zierlichkeit ihres Wuchses und ihrer Bewegungen, und die Grazie auf, womit der Mezzaro, der bezaubernde Schleyer der Genueserinnen, um ihre schlante Gestalt geworfen war. Sie trat ein! Himmel! wie groß war meine Überraschung, als ich Bianca vor mir sah! Sie war es selbst, bleich von Gram, aber ihre Schönheit noch gereifter, als da ich sie zuletzt gesehen hatte. Die Zeit hatte alle Lieblichkeit ihrer Gestalt entwickelt, und der Kummer, den sie gehabt, über ihr Gesicht eine unvidereseliche Zärtlichkeit ausgegossen. Sie erröthete und zitterte, als sie mich erblickte, und Thränen traten in ihre Augen; denn sie erinnerte sich, in wessen Pallast sie mich zu sehen gewohnt gewesen war. Meine Empfindungen vermag ich nicht

zu schildern. Nach und nach ward ich Meister der großen Schüchternheit, die mich anfangs in ihrer Gegenwart so beengt hatte. Die Gleichheit unserer Lage brachte uns einander näher. Wir hatten Beyde unsere besten Freunde in der Welt verloren, und waren Beyde einigermaßen auf das Wohlwollen Anderer angewiesen. Als ich sie näher und ihren Geist kennen lernte, bestätigte sich Alles das, was meine Einbildungskraft mir von ihr vorgemahlt hatte. Ihre Unbekanntschaft mit der Welt, ihr zartes Gefühl für alles Schöne und Angenehme in der Natur erinnerte mich an meine eigenen Regungen, als ich zuerst aus dem Kloster entwischte; ihre richtige Beurtheilungskraft entzückte mich, ihre Sanftheit umstrickte mein Herz, und ihre jugendliche, zärtliche, aufkeimende Lieblichkeit versetzte mich in einen wonnevollen Taumel.

Ich betrachtete sie mit einer Art von Anbethung, wie etwas mehr als Sterbliches, und fühlte mich durch den Gedanken an meinen Unwerth ihr gegenüber nicht wenig gedemüthiget. Doch war sie sterblich, war eins der empfänglichsten, zartfühlendsten, sterblichen Geschöpfe; — denn sie liebte mich!

Wie ich zuerst diese entzückende Wahrheit entdeckte, kann ich nicht mehr sagen; ich glaube, sie zeigte sich mir allmählich, wie ein Wunder, das alle meine Hoffnungen und meinen Glauben übertraf. Wir waren Beyde in dem Alter der Zärtlichkeit und der Liebe, sahen uns beständig, hatten dieselben feineren Beschäftigungen; denn Musik, Dichtkunst und

Mahlerey waren unser Beyder Lieblingsvergüngen, und wir lebten, beynah ganz von aller übrigen Gesellschaft getrennt, in einer lieblichen und romantischen Gegend. Ist es ein Wunder, daß zwey junge Herzen, die einander so nahe waren, sich innig verbanden?

O ihr Götter, welch' ein Traum, — welch' ein beglückender Traum ungetrübter Seligkeit ging damahls an meiner Seele vorüber! Die Welt um mich her war mir ein Paradies; denn ein Weib, — ein liebliches, herrliches Weib, theilte es mit mir! Wie oft streifte ich an den mahlerischen Ufern von Sestri umher, oder erklimmte seine wilden Berge, sah die Küste mit Landhäusern besäet, und den blauen See tief unter mir, und den schlanken Leuchthurm von Genua auf seinem romantischen Vorgebirge in der Entfernung, und glaubte, wenn ich dann Bianca's schwankende Schritte unterstützte, daß in einer so schönen Welt kein Unglück seyn könne! Wie oft horchten wir zusammen auf die Töne der Nachtigall, wenn sie ihr reizendes Lied in den Mondscheinlauben des Gartens sang, und wunderten uns, wie die Dichter je etwas Trauriges in ihrem Gefange hatten finden können! Warum ist diese Blüthenzeit des Lebens und der Zärtlichkeit so vorübergehend! Warum kommt aus dieser Rosenwolke der Liebe, welche eine solche Morgengluth über den Morgen unserer Tage verbreitet, so leicht ein Wirbelwind und Sturm hervor!

Ich war der Erste, welcher aus diesem seligen

Liebesrausche erwachte. Ich hatte Bianca's Herz gewonnen; aber was sollte daraus werden? Ich hatte weder Reichthum, noch Aussichten, die mich zu Ansprüchen auf ihre Hand berechtigten; sollte ich, ihre Unkenntniß der Welt, ihre zutrauensvolle Neigung benutzend, sie zu meiner eigenen Armuth herabziehen? Hieß dieses die Gastfreyheit des Grafen, Bianca's Liebe vergelten?

Zum ersten Mahl fing ich an, zu fühlen, daß auch glückliche Liebe ihre Bitterkeit haben kann. Eine verzehrende Sorge lagerte sich um mein Herz. Ich schlich im Pallaste wie ein Verbrecher umher; es war mir, als hätte ich dessen Gastfreyheit gemißbraucht, als wäre ich ein Dieb, der in seinen Mauern verweilte. Ich konnte den Grafen nicht länger mit unbefangenen Blicke anschauen. Ich plagte mich der Trennlosigkeit an, glaubte, daß er sie in meinen Blicken läse, und fing an, mir selbst zu mißtrauen und mich zu verachten. Sein Betragen gegen mich war immer vornehm und herablassend gewesen; jetzt erschien er mir kalt und stolz. Auch Filippo ward zurückhaltend und fremd, wenigstens glaubte ich das zu bemerken. Himmel! war dieses Alles Hirngespinnst? Oder war ich der ganzen Welt verdächtig geworden? War ich ein unglücklicher, argwöhnischer Mensch, der Blicke und Geberden bewachte, und sich mit falschen Deutungen plagte? Oder, wenn diese gegründet waren, sollte ich unter einem Dache bleiben, wo man mich nur duldet, und daselbst so lange verweilen, als man mich litt?

Das ist nicht länger auszuhalten! rief ich aus; ich will mich aus diesem Zustande der Selbsterniedrigung losreißen, — ich will diesen Zauber zerstören, und fliehen, — fliehen! wohin? — Aus der Welt! denn wo bleibt die Welt, wenn ich Bianca zurück lasse?

Mein Geist war von Natur stolz, und empörte sich in mir bey dem Gedanken, mit Verachtung angesehen zu werden. Mehrere Male war ich im Begriffe, meine Familie und meinen Rang zu entdecken, und die Gleichheit meines Standes in Bianca's Gegenwart darzuthun, wenn ich glaubte, daß ihre Verwandten sich ein Ansehen der Bornehmheit gaben. Aber dieses Gefühl war vorübergehend. Ich sah mich als von meiner Familie ausgestoßen und verachtet an, und hatte es mir selbst feyerlich gelobt, nie meine Verwandtschaft mit ihr zu offenbaren, bis sie selbst sie geltend machen würde.

Dieser Kampf meines Geistes zehrte an meiner Zufriedenheit und meiner Gesundheit. Es schien mir, als ob die Ungewißheit, geliebt zu werden, weniger unerträglich sey, als davon überzeugt zu seyn, und dieser Überzeugung nicht froh werden zu dürfen. Ich war nicht länger der begeisterte Bewunderer Bianca's; ich hing nicht länger mehr mit Entzücken an dem Tone ihrer Stimme, oder sog mit unersättlichen Blicken die Schönheit ihrer Gesichtszüge ein. Selbst ihr Lächeln konnte mich nicht mehr erfreuen; denn ich fühlte, daß ich ein Verbrechen begangen hatte, es für mich zu gewinnen.

Diese Veränderung an mir konnte ihr nicht entgehen; sie fragte mich mit ihrer gewöhnlichen Freymüthigkeit und Einfachheit nach der Ursache derselben. Ich konnte der Frage nicht ausweichen; denn mein Herz war zum Zerspringen voll. Ich schilderte ihr den Kampf meiner Seele, meine verzehrende Leidenschaft, die bitteren Vorwürfe, die ich mir machte. „Ja,“ sagte ich, „ich bin Deiner unwürdig; ich bin von meiner Familie ausgestoßen, — ein unfläther, namenloser, heimathloser Flüchtling, der nichts als Armuth zu seinem Antheil hat, — und doch habe ich es gewagt, Dich zu lieben, — habe es gewagt, Liebe von Dir zu begehren!“

Meine Bewegung entlockte ihr Thränen, aber meine Lage erschien ihr nicht so hoffnungslos, als ich sie ihr geschildert hatte. In einem Kloster erzogen, wußte sie nichts von der Welt, von ihren Bedürfnissen, ihren Sorgen, und welche Frau nimmt bey Herzensangelegenheiten auf die Kleinigkeiten der Welt Rücksicht? Ja, noch mehr, — sie entbrannte in süßer Begeisterung, wenn sie von meinen Glücksumständen und von mir selbst sprach. Wir hatten oft zusammen vor den Werken der berühmten Meister verweilt; ich hatte ihr deren Geschichte, den großen Ruf, den Einfluß, den Reichthum, den sie erlangt hatten, erzählt. Sie waren die Gefährten der Fürsten, die Günstlinge der Könige, der Stolz und die Zierde der Völker. Alles dieses wendete sie auf mich an. Ihre Liebe sah in allen den großen Hervorbringungen Jener nichts, was ich nicht eben so

gut erreichen könnte, und wenn ich das liebliche Geschöpf von Innigkeit erglühen und ihr Gesicht von den Träumen meines Ruhmes verklärt sah, so erhob mich dieses auf einen Augenblick in den Himmel ihrer eigenen Einbildungskraft.

Ich verweile zu lange bey diesem Theile meiner Geschichte; allein ich kann nicht umhin, bey einem Abschnitte meines Lebens mich aufzuhalten, auf welchen ich, bey allen seinen Sorgen und Kämpfen, dennoch mit Liebe zurücksehe; denn meine Seele war damahls noch mit keinem Verbrechen besetzt. Ich weiß nicht, welches der Erfolg dieses Kampfes zwischen Stolz, Zartgefühl und Leidenschaft gewesen seyn würde, hätte ich nicht in einer Neapolitanischen Zeitung die Nachricht von dem Tode meines Bruders gelesen. Sie war von der dringenden Anfrage nach Kunde von mir, und von der Bitte begleitet, daß, wenn diese Anzeige zu meinen Augen gelangen sollte, ich sogleich nach Neapel eilen möchte, um einen kranken und betrübten Vater zu trösten.

Ich hatte von Natur ein liebendes Gemüth; allein mein Bruder hatte nie als Bruder gegen mich gehandelt. Ich hatte mich schon lange als gänzlich von ihm geschieden betrachtet, und sein Tod machte nur geringen Eindruck auf mich. Der Gedanke an meinen Vater, und daß er krank sey und leide, rührte mich dagegen auf das Innigste, und wenn ich mir diesen hochfahrenden, stolzen Mann dachte, wie er jetzt gebeugt und verlassen sey, und von mir Trost erwarte, so verschwand aller Unwillen über

die frühere Vernachlässigung, und die ganze Wärme kindlicher Liebe erwachte wieder in mir.

Das vorherrschende Gefühl, welches alle andere überwältigte, war das Entzücken über die plötzliche Veränderung in meinen Glücksumständen. Heimath, Nahme, Rang und Reichthum warteten mein, und die Liebe ließ mich eine noch entzückendere Aussicht in der Ferne sehen. Ich eilte zu Bianca und warf mich ihr zu Füßen. O Bianca! rief ich aus, endlich darf ich Dich die Meinige nennen. Ich bin nicht länger mehr ein namenloser Abenteurer, ein vernachlässigter, verstoßener Flüchtling. Sieh, — lies, — blicke auf die Kunde, die mich meinem Nahmen und mir selbst wieder gibt!

Ich will bey dem Austritte, der jetzt folgte, nicht weiter verweilen. Bianca freute sich der glücklichen Veränderung meiner Lage, weil sie sah, daß sie mein Herz von einer schweren Sorgenlast befreyte; was sie selbst betraf, so hatte sie mich meinetwegen geliebt, und nie den geringsten Zweifel gehegt, daß mein eigenes Verdienst mir Ruf und Vermögen erwerben würde.

Ich fühlte jetzt meinen ganzen angeborenen Stolz in mir erwachen. Ich ging nicht mehr mit an den Boden gehefteten Augen umher. Die Hoffnung ließ mich zum Himmel aufblicken; meine Seele war von frischem Feuer entflammt, und dieß leuchtete aus meinem Gesicht.

Ich wollte dem Grafen die Veränderung in meinen Verhältnissen anzeigen, ihm sagen, wer und

was ich sey, — und förmlich um Bianca's Hand anhalten; allein er war auf eines seiner entfernten Güter gereiset. Ich schloß Filippo meine ganze Seele auf. Jetzt, zum ersten Mal machte ich ihn mit meiner Leidenschaft, mit den Zweifeln und Besorgnissen, die mich verzehrt, und mit der Kunde, die sie so plötzlich zerstreut hatte, bekannt. Er überhäufte mich mit Glückswünschen und mit den wärmsten Ausdrücken des Antheiles. Ich umarmte ihn in der Fülle meines Herzens, — ich fühlte Gewissensbisse darüber, daß ich ihn für so kalt gehalten, und bath ihn um Verzeihung, je an seiner Freundschaft gezweifelt zu haben.

Nichts ist so warm und enthusiastisch, als eine plötzliche Herzensergießung zwischen jungen Männern. Filippo ging mit der lebendigsten Theilnahme in unsere Angelegenheiten ein. Er war unser Vertrauter und Rathgeber. Es ward beschlossen, daß ich jetzt nach Neapel eilen sollte, mich in meines Vaters Zuneigung und in meinem väterlichen Hause festzusetzen, und daß ich in dem Augenblicke, wo die Versöhnung bewerkstelliget seyn, und ich die Zustimmung meines Vaters erlangt haben würde, zurückkehren, und bey dem Grafen um Bianca's Hand anhalten solle. Filippo machte sich anheischig, die Einwilligung seines Vaters auszuwirken, und übernahm es überhaupt, für unser Bestes zu sorgen, und der Canal zu seyn, durch welchen wir unsere Briefe wechseln könnten.

Mein Abschied von Bianca war zärtlich, — liebevoll, — beängstigend. Er fand in einem kleinen Gar-

ten-Pavillon Statt, der einer unserer Lieblingsort
 gewesen war. Wie oft kehrte ich nicht zurück, um ihr
 noch ein Mahl Lebewohl zu sagen, um sie noch ein
 Mahl in sprachloser Bewegung auf mich blicken zu
 sehen, noch ein Mahl den entzückenden Anblick der
 Thränen, welche ihre lieblichen Wangen benetzten,
 zu genießen, noch ein Mahl die zarte Hand, das
 freywillig gegebene Pfand der Liebe, zu ergreifen,
 und sie mit Thränen und Küssen zu bedecken! Him-
 mel! selbst in dem Trennungschmerz zweyer Lieben-
 den liegt ein Entzücken, das tausend ruhige Vergnü-
 gungen der Welt aufwiegt. Noch sehe ich sie vor mir,
 wie sie an dem Fenster des Pavillons stand, die Wein-
 ranken zurückbog, welche es umschatteten, wie ihre
 zarte Gestalt in jungfräulichem Lichte hervorstrahlte,
 ihr Gesicht in Thränen und Lächeln schwamm, und
 sie mir tausend und abermahls tausend Maht Lebe-
 wohl zurief, während ich zögernd im Rausche der
 Liebe und Bewegung die Allee hinunter wandte!

Als das Boot mich aus dem Hafen von Genua
 trug, wie begierig blickte mein Auge an der Küste
 von Sestri hin, bis es die Villa entdeckte, die zwi-
 schen Bäumen am Fuße des Berges hervorschimmerte!
 So lange es Tag blieb, sah ich unaufhörlich darauf
 hin, bis sie nur noch als ein weißer Punct zu sehen
 war, und mein angestrongter, unverwendeter Blick
 entdeckte sie da noch, als alle übrigen Gegenstände
 schon längst in eine undeutliche Masse zusammen-
 geschmolzen oder von der Abenddämmerung verhüllt
 waren.

In Neapel angelangt, eilte ich sogleich meinem väterlichen Hause zu. Mein Herz sehnte sich nach dem lang entbehrten Segen der Vaterliebe. Als ich das stolze Portal des ahnherlichen Pallastes betrat, war meine Bewegung so gewaltig, daß ich nicht sprechen konnte. Niemand kannte mich. Die Bedienten betrachteten mich mit Neugierde und Erstaunen. Wenige Jahre geistiger Erhebung und Entwicklung hatten in dem armen flüchtigen Burschen aus dem Kloster eine große Veränderung hervorgebracht. Nichtsdestoweniger war es höchst niederschlagend für mich, daß mich Niemand in meinem rechtmäßigen Besizthume erkannte. Ich kam mir vor wie der verlorne Sohn bey seiner Rückkehr. Ich war ein Fremdling in meinem väterlichen Hause geworden. Als ich mich zu erkennen gab, änderte sich indessen Alles. Ich, der ich einst beynah aus diesen Mauern hinausgestoßen worden war, und wie ein Verbannter hatte flüchten müssen, ward jetzt mit lauter Freude, mit knechtischer Dienstbesissenheit bewillkommt. Einer der Diener eilte, meinen Vater auf meinen Empfang vorzubereiten; meine Begierde nach der väterlichen Umarmung war indessen so groß, daß ich seine Rückkehr nicht erwarten konnte, sondern ihm nacheilte. — Welch' ein Anblick, als ich in das Zimmer trat! Mein Vater, den ich in der ganzen Blüthe eines kräftigen Alters verlassen, dessen edle und majestätische Haltung meiner jugendlichen Einbildungskraft so große Ehrfurcht eingestößt hatte, war jetzt gebeugt und entkräftet. Ein Schlagfluß hatte seine stattliche Körpergestalt zernichtet, und

eine wankende Trümmer hinterlassen. Er saß, gestützt, in seinem Stuhle, mit bleichem, schlaffen Gesicht, und gläsernem, umherirrenden Auge. Sein Verstand hatte bey der Zerstörung seines Körpers augenscheinlich mit gelitten. Der Bediente bemühte sich, ihm verständlich zu machen, daß ein Besuch da sey. Ich wankte zu ihm hin, und sank zu seinen Füßen. Alle seine frühere Kälte und Gleichgültigkeit gegen mich waren vergessen. Ich sah in ihm nur meinen Vater, und dachte nur daran, daß ich ihn verlassen hatte. Ich umfaßte seine Knie, meine Stimme ward bey nahe von krampfhafsten Seufzern erstickt. „Verzeihung, Verzeihung, mein Vater!“ war Alles, was ich hervorbringen konnte. Sein Bewußtseyn schien allmählich zurückzukehren. Er betrachtete mich einige Augenblicke lang mit einem unstätten, forschenden Blicke; ein krampfhaftes Beben schwebte um seine Lippen; er streckte schwach seine zitternde Hand aus, legte sie auf mein Haupt und brach dann in eine Fluth kindischer Thränen aus.

Von diesem Augenblicke an, durfte ich nur selten mich von ihm entfernen. Ich schien der einzige Gegenstand zu seyn, der sein Herz in dieser Welt noch ansprach; alles Übrige war todt für ihn. Er hatte beynah ganz die Sprache verloren, und sein Verstand schien gänzlich verschwunden zu seyn. Er war stumm und ruhig, außer daß zuweilen Anfälle eines kindischen Weinens ohne irgend eine unmittelbare Ursache eintraten. Wenn ich das Zimmer verließ, so richtete er seinen Blick unverwendet auf die Thür,

bis ich wieder zurückkehrte, und bey meinem Eintritte vergoß er abermahls einen Strom von Thränen.

Mit ihm, bey diesem zerrütteten Zustande seines Geistes, über meine Angelegenheiten reden zu wollen, würde mehr als unnützlich; ihn allein zu lassen, wenn auch auf noch so kurze Zeit, grausam und unnatürlich gewesen seyn. Dieß war eine neue Prüfung meiner Neigung. Ich gab Bianca schriftliche Nachricht von meiner Ankunft und von meiner jetzigen Lage, und schilderte mit wahren und deßhalb lebendigen Farben die Qualen, welche unsere Trennung mir verursachte; denn für den jugendlichen Liebhaber ist jeder Tag der Abwesenheit ein verlornes Jahrhundert der Liebe. Ich schloß meinen Brief in ein Schreiben an Filippo ein, durch welchen unser Briefwechsel geführt wurde, und empfing von ihm eine Antwort, worin Freundschaft und Mitgefühl sprachen, von Bianca eine, die voll von Versicherungen der Liebe und Beständigkeit war. Woche auf Woche, Monath auf Monath verging, ohne daß sich meine Lage geändert hätte. Der Lebensfunke, welcher beynah erlöschen zu wollen schien, als ich meinen Vater zum ersten Mahl sah, fuhr fort zu glühen, ohne anscheinend schwächer zu werden. Ich bewachte meinen Vater unausgesezt, treulich, ich möchte sagen, geduldig. Ich wußte, daß sein Tod allein mich befreyen konnte, — und doch wünschte ich ihn nie herbey. Ich war zu sehr erfreut, meinen frühern Ungehorsam so wieder gut machen zu können, und da ich in früheren Zeiten aller Freuden der verwandtschaftlichen Bande hatte entbehren müssen, neigte

sich mein Herz zu einem Vater hin, der in seinem Alter und seiner Hülflosigkeit den einzigen Trost in mir gesucht hatte.

Meine Leidenschaft für Bianca wuchs durch die Abwesenheit täglich, und wurzelte sich durch stetes Denken an sie nur desto tiefer bey mir ein. Ich erwarb mir weder neue Freunde, noch gewann ich neue Bekanntschaften, oder trachtete nach den Vergnügungen von Neapel, welche mein Rang und mein Vermögen mir darbothen. Mein Herz beschränkte sich nur auf wenige Gegenstände, hing aber mit desto innigerer Leidenschaft an ihnen. Bey meinem Vater zu sitzen, — seinen Bedürfnissen zuvorzukommen, und in der Stille seines Zimmers an Bianca zu denken, war meine beständige Beschäftigung. Zuweilen ergriff ich auch den Pinsel, und entwarf das Bild, welches meiner Einbildungskraft beständig gegenwärtig war. Jeden Blick, jedes Lächeln von ihr, das in meinem Herzen lebte, trug ich auf die Leinwand über. Ich zeigte meinem Vater die Bilder, in der Hoffnung, dadurch einen Antheil für den bloßen Schatten meiner Liebe bey ihm zu erregen; allein seine Geisteskraft war zu sehr gesunken, als daß er ihnen mehr als eine kindische Aufmerksamkeit hätte schenken sollen. Wenn ich Briefe von Bianca erhielt, so war dieses eine neue Quelle des Vergnügens in meiner Einsamkeit für mich. Es ist wahr, daß ihre Briefe immer seltener wurden; aber sie waren immer voll von Versicherungen unwandelbarer Liebe. Sie athmeten nicht die unbefangene und unschuldige Wärme, wo-

mit sie sich in der Unterhaltung ausdrückte; allein ich erklärte mir dieß aus der Verlegenheit, in welche unerfahrene Gemüther oft versetzt werden, wenn sie ihre Gedanken zu Papier bringen wollen. Filippo versicherte mich ihrer unwandelbaren Treue. Beide bejammerten in den stärksten Ausdrücken unsere fort-dauernde Trennung, obgleich sie der kindlichen Liebe Gerechtigkeit widerfahren ließen, welche mich an der Seite meines Vaters fest hielt.

So waren, in dieser verlängerten Verbannung, beynahе zwey Jahre vergangen. Für mich waren dieß eben so viele Jahrhunderte. Feurig und ungestüm von Natur, weiß ich nicht, wie ich eine so lange Abwesenheit hätte erdulden können, wäre ich nicht überzeugt gewesen, daß Bianca's Treue eben so fest, wie die meinige sey. Endlich starb mein Vater. Sein Leben schwand beynahе unmerklich. Ich hing in stummer Trauer über ihn, und war Zeuge des letzten Kampfes der Natur. Seine letzten gebrochenen Worte hauchten noch Segnungen über mich aus. Ach! sie sind nie in Erfüllung gegangen!

Als ich seiner Leiche die gebührende Ehre erwies, und sie zu den Gräbern unserer Ahnen bestattet hatte, brachte ich schnell meine Angelegenheiten in Ordnung, richtete es so ein, daß ich sie selbst aus der Entfernung sehr leicht leiten konnte, und schiffte mich mit klopfendem Herzen wieder nach Genua ein.

Die Reise war glücklich, und wie groß war mein Entzücken, als ich zuerst in der Morgendäm-

merkung die dunkeln Gipfel der Apenninen wie Wolken über dem Horizont sich erheben sah. Der wohlthuende Hauch des Sommers ließ uns gemächlich auf den langen, schaukelnden Wellen dahin gleiten, die uns nach Genua hinwälzten. Nach und nach erhob sich die Küste von Sestri wie ein Werk der Zauberey aus dem Silberschooße des Meeres. Ich erblickte die Reihe von Dörfern und Pallästen welche ihre Ufer bedecken. Mein Auge wendete sich nach dem wohlbekannten Punct, und fand endlich, aus dem Gewirre entfernter Gegenstände, die Villa heraus, welche Bianca einschloß. Sie war ein bloßer Punct in der Landschaft, aber er leuchtete weit daher, der Polarstern meines Herzens.

Einen langen Sommertag über blickte ich nun wieder darauf hin; allein wie verschieden waren meine Empfindungen bey meiner Rückkehr von denen bey meiner Abreise! Immer größer und größer ward die Villa vor meinen Augen. Mein Herz schien zu schwellen, wie sie. Ich betrachtete sie durch ein Fernglas. Nach und nach konnte ich einzelne Theile erkennen: den Balcon an der Mittelseite, wo ich zuerst Bianca sah; die Terrasse, wo wir so oft die köstlichen Sommerabende zugebracht; das Zelt an ihrem Zimmerfenster; ich glaubte beynabe, ihre Gestalt dahinter zu erkennen. O wenn sie wüßte, daß ihr Geliebter in dem Boote sey, dessen weißes Segel jetzt auf dem sonnigen Busen der See glänzte! Meine liebende Ungeduld wuchs, als wir uns der Küste näherten; das Schiff schien träge über die

Wellen dahin zu schleichen; ich hätte in das Meer springen und nach der ersehnten Küste schwimmen mögen.

Die Abend Schatten fingen allmählich an die Gegend einzuhüllen; aber der Mond stieg in seinem vollen Glanze und seiner Schönheit empor, und verbreitete sein sanftes, den Liebenden so angenehmes Licht über die romantische Küste von Sestri. Meine Seele schwamm in unaussprechlicher Zärtlichkeit. Ich dachte schon im Voraus an die himmlischen Abende, die ich wieder mit Bianca, im Lichte dieses herrlichen Mondes wandelnd, zubringen würde.

Es war spät Abends, als wir in den Hafen einliefen. Sobald ich, am nächsten Morgen, die Förmlichkeiten der Landung beseitiget hatte, warf ich mich auf ein Pferd, und eilte nach der Villa. Als ich um das felsige Vorgebirge sprengte, auf welchem der Leuchtturm steht, erhoben sich tausend Besorgnisse und Zweifel in meinem Herzen. Die Rückkehr zu denen, welche wir lieben, hat etwas Beklemmendes, so lange wir nicht wissen, welche Übel oder Veränderungen die Abwesenheit hervorgebracht haben mag. Die Heftigkeit meiner Bewegung machte, daß ich am ganzen Körper zitterte. Ich spornte mein Pferd zu verdoppelter Eile an; es war mit Schaum bedeckt, als wir Beyde athemlos an dem Thorwege anlangten, welcher zu den Anlagen um die Villa hin führt. Ich ließ mein Pferd in einem Bauernhause, und ging durch den Garten, um die Ruhe für die bevorstehende Zusammenkunft wieder zu gewinnen.

Ich machte mir selbst Vorwürfe, daß ich mich von bloßen Zweifeln und Vermuthungen hatte so plötzlich übermannen lassen; allein ich war von jeher dazu geneigt gewesen, mich dem plötzlichen Andränge meiner Gefühle hinzugeben.

Als ich in den Garten trat, fand ich noch Alles so, wie ich es verlassen hatte, und dieß beruhigte mich. Hier waren die Alleen, worin ich so oft mit Bianca gewandelt und mit ihr dem Gesange der Nachtigall gelauscht hatte; dieselben Schatten, in denen wir so oft, während der Mittagshize, gesessen. Hier waren noch dieselben Blumen, die sie so sehr liebte, und welche noch immer von ihrer Hand gepflegt zu werden schienen. Alles trug Bianca's Spur und Hauch. Hoffnung und Freude wallten bey jedem Schritte in meinem Busen auf. Ich ging bey einer kleinen Laube vorüber, worin wir oft gesessen und gelesen hatten, — ein Buch und ein Handschuh lagen auf der Bank, — es war Bianca's Handschuh; es war ein Band des Metastasio, den ich ihr geschenkt hatte. Der Handschuh lag da im Buche, wo meine Lieblingsstelle war. Ich drückte Beydes mit Entzücken an mein Herz. Jetzt ist Alles gut! rief ich aus; sie liebt mich, sie ist noch mein!

Ich eilte fröhlich die Allee entlang, die ich bey meiner Abreise so langsam hinunter gewankt war. Ich erblickte ihren Lieblings-Davillon, wo wir Abschied von einander genommen hatten. Das Fenster war offen, dieselben Weinreben schlangen sich noch darum hin, gerade so, als damahls, wo sie weinend

mir ein Lebewohl zuwinkte. O, welch' ein glücklicher Unterschied zwischen jetzt und damahls! Als ich neben dem Pavillon vorüber ging, hörte ich die Töne einer weiblichen Stimme; sie durchbebten mich, und drangen so zu meinem Herzen, daß mir kein Zweifel übrig blieb. Ehe ich es denken konnte, fühlte ich, daß dieß Bianca's Stimme seyn müßte. Einen Augenblick blieb ich von der Bewegung überwältiget. Ich fürchtete, sie zu sehr zu überraschen. Leise stieg ich die Stufen des Pavillons hinan. Die Thür war offen. Ich sah Bianca an einem Tische sitzen; sie wendete mir den Rücken zu; sie sang ein sanftes, melancholisches Lied und zeichnete dabey. Ein Blick reichte hin, mir zu entdecken, daß sie eines meiner Bilder kopirte. Ich blickte einen Augenblick in einem entzückenden Taumel der Empfindung auf sie hin. Sie hielt ein mit Singen; ein tiefer Seufzer, beynahe ein Schluchzen, folgte. Jetzt konnte ich mich nicht länger halten. „Bianca!“ rief ich, mit halb unterdrückter Stimme. Sie fuhr auf bey dem Tone, strich die Locken zurück, die ihr Gesicht umschatteten, warf einen Blick auf mich, stieß einen gellenden Schrey aus, und wäre zu Boden gestürzt, wenn ich sie nicht in meinen Armen aufgefangen hätte.

„Bianca, meine Bianca!“ rief ich aus, indem ich sie an meine Brust drückte und meine Stimme in dem Schluchzen krampfhafter Freude ersticke. Sie lag ohne Bewußtseyn oder Bewegung in meinen Armen. Bestürzt über die Wirkung meiner Vor-

eiligkeit, wußte ich nicht, was ich thun sollte. Durch tausend Schmeichelworte suchte ich sie wieder in das Leben zurückzurufen. Nur langsam erhobte sie sich, und sagte endlich mit schwacher Stimme und halb geöffneten Augen: „Wo bin ich?“ Hier, antwortete ich, indem ich sie an meine Brust drückte; hier, nahe an dem Herzen, das dich anbethet, in den Armen deines treuen Ottavio! „O nein! nein! nein!“ kreischte sie, indem sie plötzlich zum vollen Bewußtseyn erwachte, voll Schrecken; — „fort! fort! verlasse mich! verlasse mich!“

Sie riß sich aus meinen Armen, stürzte in eine Ecke des Saales, und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, als ob mein bloßer Anblick ihr schrecklich sey. Ich war wie vom Donner gerührt. Ich wollte meinen Sinnen nicht trauen. Ich folgte ihr zitternd und verwirrt. Ich wollte ihre Hand ergreifen; aber sie wich voll Abscheu vor jeder Berührung zurück.

„Guter Gott, Bianca!“ rief ich aus, was bedeutet dieß Alles? Ist dieß mein Empfang nach einer so langen Abwesenheit? Ist dieß die Liebe, die Du zu mir hegst?“

Wey dem Worte Liebe überließ sie ein Schauder. Sie wendete ihr von Angst erfülltes Gesicht zu mir. „Nichts mehr davon, — nichts mehr davon!“ leuchte sie; „sprich nicht von Liebe mit mir, — ich, — ich bin verheirathet!“

Ich taumelte, als ob ich einen tödtlichen Streich empfangen hätte; — mein Herz brach. Einen oder zwey Augenblicke lang war Alles ein Chaos um

mich her. Als ich mich erhohlt hatte, sah ich Bianca auf einem Sopha liegen, ihr Gesicht in die Kissen vergraben, und hörte sie krampfhast schluchzen. Der Unwillen über ihren Wankelmuth verdrängte auf einen Augenblick jedes andere Gefühl bey mir.

„Treu los, — meineidig!“ rief ich aus, indem ich durch das Zimmer schritt. Doch ein abermahliger Blick auf das schöne, so gebeugte Wesen erstickte meinen ganzen Zorn. Der Unwille konnte mit ihrem Bilde nicht zugleich in meiner Seele Raum haben.

„O Bianca!“ rief ich angstvoll aus; „hätte ich mir dieß träumen lassen können? Hätte ich glauben können, daß Du mir untreu werden würdest?“

Sie hob ihr von Thränen überströmtes, ganz von der Bewegung verstelltes Gesicht, und warf mir einen bittenden Blick zu. „Ich Dir untreu? Man hat mir gesagt, Du seyest todt!“

„Wie,“ sagte ich, „unseres ununterbrochenen Briefwechsels ungeachtet?“

Sie blickte mich wild an. „Briefwechsel? Welcher Briefwechsel?“

„Hast Du nicht zu wiederholten Malen Briefe von mir empfangen und beantwortet?“

Sie faltete feyerlich und inbrünstig die Hände. „So wahr ich hoffe, selig zu werden; — nie!“

Ein furchtbarer Argwohn bemächtigte sich meiner. „Wer sagte Dir, ich sey todt?“

„Man sagte, das Schiff, auf welchem Du Dich nach Neapel einschifftest, sey untergegangen.“

„Aber wer sagte es Dir?“

Sie hielt einen Augenblick inne und zitterte: —
„Zilippo!“

„Möge Gott im Himmel ihn dafür verfluchen!“
rief ich aus, indem ich meine geballten Fäuste nach
oben erhob.

„O fluche ihm nicht, fluche ihm nicht!“ rief sie
aus; „er ist, — er ist, — mein Gatte!“

Dieser Aufschluß enthüllte mir das ganze Gewe-
be des Betruges, den man mir gespielt hatte. Mein
Blut rollte wie flüssiges Feuer durch meine Adern.
Die Wuth drohte mich zu ersticken; — eine Zeit-
lang war ich von dem Gewühle furchtbarer Gedan-
ken, die sich in meinem Gemüthe drängten, ganz
verwirrt. Das arme Opfer der Täuschung, das vor
mir lag, glaubte, ich zürne ihr. Sie stammelte mit
schwacher Stimme ihre Entschuldigung her. Ich will
nicht dabey verweilen. Ich sah bald mehr, als sie
mir entdecken wollte; ich sah, auf einen Blick, wie
man uns Beyde verrathen hatte.

Wohl, wohl, murmelte ich bey mir selbst in un-
terdrückten Tönen gepreßter Wuth. Er soll mir Re-
chenschaft dafür geben.

Bianca vernahm meine Worte. Ein neuer Schre-
cken verbreitete sich über ihr Gesicht. „Um aller
Barmherzigkeit willen, suche ihn nicht auf! — sa-
ge nichts von dem, was vorgegangen ist, um mei-
n e t wegen sage ihm nichts; — ich allein würde da-
für büßen müssen!“

Ein neuer Verdacht stieg in meiner Seele em-

por. — „Wie,“ rief ich aus, „Du fürchtest ihn also? Ist er unfreundlich gegen Dich? Sage mir,“ wiederholte ich, indem ich sie bey der Hand ergriff und ihr forschend in's Gesicht blickte; „sage mir, — wagt er es, Dich hart zu behandeln?“

„Nein! nein! nein!“ rief sie stammelnd und verlegen; — aber ein Blick auf ihr Gesicht sprach mehr als Worte zu mir. Ich las in ihren bleichen, vergrämten Zügen, in dem plötzlichen Schrecken und der gewaltsam bekämpften Angst, die aus ihren Augen sprach, die ganze Geschichte eines durch Tyranny gebrochenen Gemüthes. Großer Gott! und diese schöne Blume war mir entrisen worden, um so zertreten zu werden? Dieser Gedanke brachte mich zum Wahnsinne. Ich biß die Zähne zusammen und ballte die Fäuste; der Schaum stand mir vor dem Munde, jede Leidenschaft schien sich in die Wuth aufgelöset zu haben, welche wie eine Lava in meinem Herzen kochte. Bianca starzte in sprachlosem Schrecken vor mir zurück.

Als ich neben dem Fenster vorüber ging, streifte mein Blick die Allee hinunter. Verhängnißvoller Augenblick! Ich sah Filippo in der Entfernung. Mein Gehirn war unnachtet; — ich sprang aus dem Pavillon und stand mit Blüheschnelle vor ihm. Er sah mich, als ich so auf ihn zustürzte; — er erblick, blickte wild zur Rechten und zur Linken, als ob er entfliehen wolle, und zog dann zitternd sein Schwert.

„Glender!“ rief ich, „wohl magst Du ziehen!“

Ich sprach nichts mehr, — ich riß ein Stilett hervor, schlug damit das Schwert zurück, das er in der zitternden Hand hielt, und stieß ihm den Dolch in die Brust. Er fiel sogleich, aber meine Wuth war noch nicht gesättiget. Ich stürzte auf ihn mit dem Blutdurst eines Tiegers; ich verdoppelte meine Stöße, verflümmelte ihn in meinem Wahnsinne, ergriff ihn bey der Kehle, bis er mit Wunden bedeckt und im Krampfe des Erstickens unter meinen Händen den Geist aufgab. Starr hinstehend auf das im Tode scheußliche Antlitz, das mit seinen hervorquellenden Augen mich anzustarren schien, blieb ich einen Augenblick stehen. Ein durchdringendes Geschrey erweckte mich aus meinem Wahnsinne. Ich sah mich um, und erblickte Bianca, die in Verzweiflung auf uns zustürzte. Meine Sinne schwanden, — ich erwartete sie nicht, sondern floh von dem Schreckensorte. Wie ein zweyter Kain stürzte ich aus dem Garten, — die Hölle im Busen und mit dem Fluche auf meinem Haupte. Ich floh, ohne zu wissen, wohin, bey nahe ohne zu wissen, warum? Mein einziger Gedanke war, mich immer weiter von den Schrecknissen zu entfernen, die ich zurückgelassen hatte, als ob ich zwischen mir und meinem Gewissen einen Zwischenraum gewinnen könnte. Ich floh in die Apenninen, und wanderte mehrere Tage zwischen ihren wilden Höhen umher. Wie ich mein Leben fristete, weiß ich nicht, — welche Klippen und Abgründe ich überschritt, und wie ich dieß bewerkstelligte, weiß ich nicht. So wanderte ich immer wei-

ter, dem Fluche zu entrinnen, der an mir klebte. Ach! Bianca's Geschrey tönte ewig in meinen Ohren; das furchtbare Antlitz meines Opfers schwebte mir ewig vor den Augen. Filippo's Blut schrie von dem Boden auf zu mir; — Felsen, Bäume und Bäche, alle verkündeten mein Verbrechen. Jetzt fühlte ich, wie die Last der Gewissensbisse unerträglich sey, als jedes andere geistige Bedrängniß. O! hätte ich nur dieses Verbrechen abwälzen können, das an meinem Herzen nagte, — hätte ich das Gefühl der Unschuld wieder erkaufen können, das meinen Busen erfüllte, als ich in den Garten von Eestri trat, — hätte ich mein Opfer wieder in das Leben zurückrufen können, — ich würde ihn mit Entzücken haben betrachten können, selbst wenn Bianca in seinen Armen gelegen hätte.

Nach und nach legte sich dieses wüthende Fieber der Gewissensbisse, und ward zu einer beständigen Geisteskrankheit, zu einer der furchtbarsten, womit je ein Unglücklicher heimgesucht worden ist. Wohin ich ging, schien mir das Antlitz Dessen, den ich ermordet hatte, zu folgen. Wohin ich meinen Kopf wenden mochte, erblickte ich es hinter mir, mit den Verzerrungen des Todes-Augenblickes. Vergebens habe ich dieser gräßlichen Erscheinung zu entweichen gesucht. Ich weiß nicht, ist es ein Blendwerk des Geistes, die Folge meiner unglücklichen Erziehung im Kloster, oder eine Erscheinung, die der Himmel wirklich herab gesendet hat, mich zu strafen; aber es ist immer da, — jederzeit und überall. Weder

Zeit, noch Gewohnheit haben mich mit seinen Schrecken vertraut machen können. Ich bin von Ort zu Ort gereiset, — habe mich in alle möglichen Vergnügungen gestürzt, — Zerstreuungen aller Art gesucht; Alles, — Alles vergebens. Einst nahm ich meine Zuflucht zu meinem Pinsel, als einen verzweifeltsten Versuch. Ich malte ein getreues Bild dieses gespenstischen Antlitzes, und stellte es vor mir, in der Hoffnung, daß es mir gelingen würde, durch das beständige Anschauen der Copie den Eindruck des Originals zu schwächen. Aber ich verdoppelte mein Unglück nur, statt es zu vermindern. Dieß ist der Fluch, der an meine Ferse gebannt ist, — der mein Leben mir zu einer Bürde, und doch den Gedanken an den Tod schrecklich gemacht hat. Gott weiß es, was ich gelitten, — welche Tage auf Tage, welche Nächte auf Nächte in schlafloser Qual ich verlebt habe, welch' ein Wurm unaufhörlich an meinem Herzen genagt, — welch' ein unauslöschliches Feuer in meinem Gehirn gebrannt hat! Er weiß das Unrecht, das den armen, schwachen Menschen dahin brachte, das die sanfteste aller Neigungen in die wildeste Wuth verwandelte. Er weiß am besten, ob ein gebrechliches, irrendes Geschöpf durch langdauernde Qual und gränzenlose Gewissensbisse das Verbrechen eines Augenblicks der Sinnlosigkeit genugsam abgebüßt hat. Oft, oft habe ich mich in den Staub geworfen, und ihn angeflehet, mir ein Zeichen seiner Verzeihung zu geben und mich sterben zu lassen.

So weit hatte ich vor einiger Zeit geschrieben. Ich hatte diese Kunde des Glends und des Verbrechens Ihnen lassen wollen, damit Sie sie lesen, wenn ich nicht mehr wäre.

Mein Gebeth zum Himmel ist endlich erhört worden. Sie waren Zeuge meiner Bewegung am vorigen Abend in der Kirche, wo das Gewölbe des Tempels von den Worten der Versöhnung und Erlösung erscholl. Ich vernahm eine Stimme, die aus der Musik zu mir sprach, ich hörte sie über die Töne der Orgel und den Gesang des Chores hinaus; — sie sprach in lauter, himmlischer Melodie zu mir, verhiess mir Barmherzigkeit und Vergebung, verlangte aber volle Busse von mir. — Ich gehe, diese zu thun. Morgen bin ich auf dem Wege nach Genua, um mich den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Sie, der Sie mit meinem Leiden Mitleid gehabt, der Sie den Balsam der Theilnahme in meine Wunde geträufelt haben, beben Sie nun nicht vor meinem Andenken zurück, da Sie meine Geschichte wissen. Bedenken Sie, daß, wenn Sie mein Verbrechen lesen, ich es bereits mit meinem Blute gebüßt haben werde!

Als der Baronet geendet hatte, äußerte man allgemein den Wunsch, das Bild dieses furchtbaren Antlitzes zu sehen. Nach vielem Bitten willigte der Ba-

ronet endlich ein, jedoch unter der Bedingung, daß Jeder einzeln es sehen solle. Er rief seine Haushälterinn, und befahl ihr, die Herren, Einen nach dem Andern, in das Zimmer zu führen. Alle kamen mit verschiedenen Erzählungen von dem Eindrücke zurück. Auf Einige hatte es diesen, auf Andere jenen gemacht; Einige waren stärker ergriffen, Andere weniger; Alle aber kamen darin überein, daß etwas in dem Bilde liege, was eine ganz eigenthümliche Wirkung auf das Gefühl hervorbringe.

Ich stand mit dem Baronet in einem tiefen Erkerfenster, und konnte nicht umhin, meine Verwunderung zu äußern. „Wie dem auch seyn mag,“ sagte ich, „so gibt es doch gewisse Geheimnisse in unserer Natur, gewisse unerforschliche Regungen und Einflüsse, welche es rechtfertigen möchten, wenn man abergläubig ist. Wer kann es erklären, wie es zugeht, daß so viele Leute von verschiedenem Charakter so wunderbar von einem bloßen Bilde ergriffen werden?“

„Und besonders, wenn kein Einziger es wirklich gesehen hat!“ sagte der Baronet lächelnd.

„Wie das?“ — rief ich aus; „es nicht gesehen hat?“

„Kein Einziger!“ erwiderte er, und legte den Finger auf die Lippe, zum Zeichen der Verschwiegenheit. „Ich sah, daß Einige von Ihnen bey muthwilliger Laune waren, und ich wollte nicht, daß

das Andenken des armen Italiäners zum Gespötte werden sollte. Ich gab also der Haushälterin einen Wink, jeden in ein anderes Zimmer zu führen!"

~~~~~  
Dies ist das Ende der Geschichten des nervenschwachen Herrn.